

26. bis 29. März 2009



„Dirmstein erinnert sich“

Tage des Gedenkens an die
Opfer des Nationalsozialismus



Verlegung von Stolpersteinen
am 27. März 2009

Inhalt	Seite
Vorwort	1
„Dirmstein erinnert sich“ – Programmübersicht	2
Dirmsteiner Opfer des Nationalsozialismus	3
Betrogen um Jugend und Heimat – Brief von David Hirsch	5
Ve’lornt Zukunft (Albert H. Keil)	7
Anton Kocher und der englische Flieger (Walter Landin)	9
Letschdes Lävrenszeiche (Albert H. Keil)	11
Cyril William Sibley (Wikipedia)	13
Wenn erst Gras wächst (Walter Landin)	17
Eugenik und „Euthanasie“ im NS-Staat – ihre Wurzeln und was von ihnen übrig blieb (Otfried K. Linde)	21
Symbole des Judentums: Der Schabbat (W. Sunderbrink)	37
Drei klänne Käschedelcher (Albert H. Keil)	44
Die erste Sekunde der Ewigkeit (Albert H. Keil)	45
„Woi sollschte drinke, Schtani, Woi!“ (Jürgen Bich)	47
A(n)steckungsg’fahr / Ansteckungsgefahr (Albert H. Keil)	50
Personen	51

Herausgeber:

Ortsgemeinde Dirmstein, Marktstraße 4, 67246 Dirmstein

Redaktionelle Zusammenstellung: Albert H. Keil, Dirmstein

Für namentlich gekennzeichnete Beiträge trägt die presserechtliche
Verantwortung der jeweilige Autor.

© Dirmstein, März 2009

Vorwort

Eine wehrhafte Demokratie ermöglicht Erinnern ohne Überreaktion und Trauer ohne den Wunsch nach Rache. „Dirmstein erinnert sich“, und im Zentrum stehen die Opfer. Ihnen gebührt unser Mitgefühl, und ihnen möchten wir – gerade auch mit den Stolpersteinen – ihre Namen zurückgeben, um uns an sie erinnern zu können.

Diese Tage des Gedenkens wollen *kein Tribunal gegen Dirmstein* sein. Es gibt keine Kollektivschuld. Schuldig werden kann weder ein Volk noch ein Dorf, schuldig werden können allenfalls einzelne Menschen.

Meist um ein Vielfaches höher als die Zahl der Täter ist die Zahl der „Nichttäter“. Das sind diejenigen, die wegschauen, weghören und schweigen, wenn ganz in ihrer Nähe Unrecht geschieht. Wir wollen hinschauen, hinhören, unsere Stimme erheben – und auch handeln!

Allen Beteiligten – dem Künstler Gunter Demnig, dem Gemeinderat, dem Kulturverein St. Michael, der Katholischen und der Evangelischen Kirche, den Kindern der Grundschule, den am Ende dieser Publikation aufgeführten Autoren und Zeitzeugen sowie allen ungenannten Mitwirkenden und Unterstützern – sei herzlicher Dank für ihre Mitarbeit ausgesprochen. In besonderem Maß gilt das für Albert H. Keil, der diese Broschüre zusammengestellt hat.

Jürgen Schwerdt
Ortsbürgermeister

„Dirmstein erinnert sich“

Programmübersicht

Die Tage des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus beginnen mit jüdischen Geschichten und Musik im Sturmfeder'schen Schloss am 18. März 2009, dargeboten vom Duo TRAZZ und dem Erzähler Thomas Hoffmeister-Höfener. Am 26. März folgt ein literarisch umrahmtes Klezmerkonzert mit dem Trio ABS im protestantischen Teil der barocken Dirmsteiner Zweikirche.

Zentraler Tag – mit der Teilnahme des letzten Dirmsteiner Holocaust-Überlebenden David Hirsch – ist der 27. März. Am frühen Nachmittag verlegt der Kölner Künstler Gunter Demnig im Bereich des Alten Rathauses zehn Stolpersteine. Am späteren Nachmittag stellen Kinder der 4. Klasse der Grundschule Dirmstein im Eux-Stocké-Ratssaal des Sturmfederschen Schlosses das Kinderbuch „Rosa Weiss“ von Roberto Innocenti vor. Abends wird – ebenfalls im Ratssaal – der Dirmsteiner Opfer in einer Feierstunde gedacht. Dabei werden die Gedanken und Erinnerungen von fünf Personen präsentiert, die historisch-literarisch tätig sind und aus Dirmstein stammen oder hier wohnen: Albert H. Keil begründet mit seiner Kurzprosa „Die erste Sekunde der Ewigkeit“ die Notwendigkeit und Berechtigung, „auf den Namen der Opfer herumzulaufen“, und erläutert in einem preisgekrönten Mundartgedicht die eigene familiäre Betroffenheit. Walter Landin liest Auszüge aus seinen Erzählungen „Anton Kocher und der englische Flieger“ sowie „Wenn erst Gras wächst“. Otfried K. Linde spricht über Eugenik und Euthanasie, Jürgen Bich berichtet über die positiven Erfahrungen, die der polnische Kriegsgefangene Stanislaw Swiatek in Dirmstein gemacht hat. Vorgetragen werden auch Details zur Judenverfolgung und zu dem Mord am „englischen Flieger“, die Zeitzeuge Arthur Maurer geliefert hat.

Am 28. März laufen im Ratssaal mehrere Filme zum Thema. Den Abschluss bildet am 29. März ein kurzer Ortsrundgang „Auf den Spuren der Dirmsteiner Juden“ mit der diplomierten Ortsführerin Ute Napp, an den sich die Vorstellung jüdischer Kultgegenstände durch deren Eigentümer Wolfgang Sunderbrink anschließt.

Dirmsteiner Opfer des Nationalsozialismus

Familie Salomon Hirsch – 6 Stolpersteine [≡]

[≡] **Salomon Hirsch**, * 13. Oktober 1875 in Birkenau (Bergstraße)
22. Oktober 1940 verschleppt nach Gurs
August 1942 nach Auschwitz gebracht und ermordet

[≡] Ehefrau **Dina Hirsch** geb. Strauss, * 14. April 1872 in Dirmstein
22. Oktober 1940 verschleppt nach Gurs
27. Oktober 1941 dort verstorben

[≡] Tochter **Irma Hirsch**, * 24. August 1905 in Dirmstein
22. Oktober 1940 verschleppt nach Gurs
August 1942 nach Auschwitz gebracht und ermordet

Tochter **Frieda Hirsch**, * 19. September 1907 in Dirmstein
8. Juli 1938 geflohen nach Argentinien

[≡] deren Sohn **David Hirsch**, * 15. Mai 1928 in Mainz
22. Oktober 1940 verschleppt nach Gurs
1941 geflohen, ab 1943 in der Schweiz
1947 ausgewandert nach Argentinien

[≡] Tochter **Lilli Hirsch**, * 16. Mai 1909 in Dirmstein
22. Oktober 1940 verschleppt nach Gurs
August 1942 nach Auschwitz gebracht und ermordet

[≡] Schwägerin **Sarah Strauss**, * 21. Juli 1874 in Dirmstein
22. Oktober 1940 verschleppt nach Gurs
15. November 1940 dort verstorben

Weitere jüdische Opfer – 3 Stolpersteine [≡]

[≡] **Karoline Hirsch**, * 15. August 1892 in Dirmstein
22. Oktober 1940 verschleppt nach Gurs
28. August 1942 ermordet in Auschwitz

[≡] **Elisabeth Klara Hirsch** geb. Lorch, * 13. April 1866 in
Laumersheim
22. Oktober 1940 verschleppt nach Gurs
1941 geflohen in die USA, 1958 dort verstorben

Sohn **Julius Hirsch**, * 15. August 1896 in Dolgesheim
seit 1938 verschollen, angeblich geflohen in die USA

[≡] Tochter **Ella Hirsch**, * 5. September 1899 in Dolgesheim
22. Oktober 1940 verschleppt nach Gurs
1941 geflohen in die USA

Adolf Liebmann, * 25. September 1890 in Dirmstein

Ehefrau **Emilia Liebmann**, * 27. Juni 1892 in Kirchheim

Tochter **Gertrud Liebmann**, * 25. Juni 1928 in Ludwigshafen

alle 1937 geflohen nach Argentinien:

Quelle für alle jüdischen Opfer:

Michael Martin (Hrsg.): *Dirmstein – Adel, Bauern und Bürger*, Chronik der Gemeinde
Dirmstein, S. 335 ff. Selbstverlag der Stiftung zur Förderung der pfälzischen
Geschichtsforschung, Neustadt an der Weinstraße 2005, ISBN 3-9808304-6-2

Ausländisches Opfer – 1 Stolperstein [≡]

[≡] **Cyril William Sibley**, geb. 10. Oktober 1923 in England
Angehöriger der Royal Air Force
21. Februar 1945 nach Flugzeugabschuss ermordet in Dirmstein

Quelle:

http://de.wikipedia.org/wiki/Cyril_William_Sibley: *Cyril William Sibley* (siehe S. 14)

Betrogen um Jugend und Heimat

Brief von David Hirsch an seinen Schulfreund Arthur Maurer

Buenos Aires, den 8. Dezember 2000

Lieber Arthur!

Es war für mich eine große Überraschung, als mein Sohn Robi mir Deinen Brief brachte, denn ich dachte nicht, dass sich jemand (nach so vielen Jahren) aus Dirmstein noch an mich erinnert. Ehrlich und offen gestanden, kann ich mich an Dich nicht erinnern und trotzdem habe ich mich sehr gefreut. Nachdem ich dann einige Male die Fotos anschaute, ist mir doch dann so manches wieder in Erinnerung gekommen. X-mal habe ich mir die Fotos angeschaut und aus der Freude wurde leider Traurigkeit, denn es kam mir leider wieder die Schattenseite in Erinnerung, die Verfolgung des 9. November 1938, wo einige gut bekannte Dirmsteiner Nazis, welche Namen ich leider gut im Gedächtnis habe, unser Haus und Geschäft zertrümmerten und mich am nächsten Tag aus der Schule warfen. Da ich aber immer Optimist war, will ich mir das Leben nicht verderben und eben immer nach vorwärts schauen.

Es hat ja auch anständige Dirmsteiner gegeben. Nachdem ich also 1938 die Schule verlassen musste, bin ich nach Mannheim gezogen und ging dort in die jüdische Schule. Am 22. Oktober 1940 war ich gerade auf Besuch bei meinen Großeltern in Dirmstein, als man uns verhaftete und von Frankenthal nach Südfrankreich deportierte. Ich war da ein Jahr in einem Konzentrationslager (Camp de Gurs und Camp de Rivesaltes) interniert. Mit Hilfe einer jüdischen Pfadfinderorganisation wurde ich Ende 1941 befreit. Bis Mai 1943 lebte ich in der Nähe von Limoges, musste dann in die italienisch besetzte Zone flüchten, arbeitete dort unter falschem Namen auf einem Landgut. Im Oktober 1943 nach der Kapitulation der Italiener rückten dann die Deutschen in diese Zone ein und ich konnte mit Hilfe der Pfadfinder in die Schweiz flüchten. Nachdem ich in einigen Flüchtlingslagern war, wurde ich befreit und lebte dann in Genf. Hier habe ich dann meine Studien als Maschinenbautechniker 1947 beendet und bin dann, da meine Mutter hier lebte, nach Argentinien ausgewandert.

Mit allem, was ich durchgemacht und erlebt habe, könnte ich ein Buch schreiben. Die ersten drei Jahre habe ich hier in einer Textilmaschinenfabrik gearbeitet. 1950 habe ich dann einen Stanz- und Werkzeugmacherbetrieb gegründet. Die Bude besteht nun schon 50 Jahre. Meine zwei Söhne sind in dem Betrieb beteiligt...

Um wieder auf Dirmstein zurückzukommen, es würde mich sehr freuen, das Städtchen mal wieder zu sehen. Vielleicht ladet mich die Gemeinde mal ein? Viele Städte und Dörfer in Deutschland haben ihre ehemaligen überlebenden Bürger, als sie 60 Jahre alt wurden, eingeladen, bis jetzt hatte ich nicht das Glück.

Mir kommt gerade wieder ein Namen ins Gedächtnis, Herr Nufer, das war der Polizeihauptmann damals, ein sehr guter und braver Mann, der uns in vielem gewarnt und geholfen hat...

Aus Michael Martin (Hrsg.): *Dirmstein – Adel, Bauern und Bürger*, Chronik der Gemeinde Dirmstein, S. 338. Selbstverlag der Stiftung zur Förderung der pfälzischen Geschichtsforschung, Neustadt an der Weinstraße 2005, ISBN 3-9808304-6-2

Ve'lorni Zukunft

Sonett von Albert H. Keil

Zwelf Ve'wandte nie gekennt.
War'n halt doot, wie ich gebore.
G'sichder blääch, bloß Aache, Ohre –
Alde Foddos an de Wänd.

Zwelf Ve'wandte nie gekennt.
In ämm drin dun Frooche bohre:
Zukunft? Domols schunn ve'lore.
Trauer? Oh(n)macht, leere Händ.

Zwelf Ve'wandte nie gekennt.
G'schichdelcher vun zwelf Ve'wandte
Dut die Omma als ve'zehle:

Nichde Horda(n)s, Bas Adele,
Doode Kussängs, Unkel, Dande.
Erscht ve'gast un noot ve'brennt.

Verlorene Zukunft

Zwölf Verwandte nie gekannt.
War'n halt tot, als ich geboren.
G'sichter bleich, nur Augen, Ohren –
Alte Fotos an der Wand.

Zwölf Verwandte nie gekannt.
In dir drin die Fragen bohren:
Zukunft? Damals schon verloren.
Trauer? Ohnmacht, leer die Hand.

Zwölf Verwandte nie gekannt.
Manches von den zwölf Verwandten
Kann die Oma dir erzählen:

Nichte Hortense, Bas' Adele,
Tote Vettern, Onkel, Tanten.
Erst vergast und dann verbrannt.

Lost Future

Relatives I never met.
All deceased when I was born.
Faces pale, just eyes 'n' ears –
Ancient pictures on the wall.

Relatives I never met.
Questions inside plague like thorn:
Future? At that time lost yet.
Mourning? Empty-handed, faint.

Relatives I never met.
Something 'bout these relatives
Maybe grandma could report:

Yon niece Hortense or Adele,
Twelve dead cousins, uncles, aunts:
Gased and burnt by Holocaust.

Mundartsonett 2005 als „Gedicht des Monats“ ausgezeichnet
durch den Förderkreis deutscher Schriftsteller in Rheinland-Pfalz

Aus: Albert H. Keil: *Hunde vor de Herze*.
Pfälzer Gedichte, Geschichten und eigene Karikaturen.
© 1997 Verlag PfalzMundArt, Dirmstein, ISBN: 3-921 395-34-8

Anton Kocher und der englische Flieger

(Auszug)

Von Walter Landin

Es klingelte. Daniel schaute auf die Uhr, viertel nach elf. Das konnte nur der Briefträger sein. Er öffnete die Tür.

„Ein Einschreiben.“

Der Briefträger reichte ihm ein Päckchen. Daniel nahm das Päckchen entgegen und wollte einen guten Tag wünschen, als der Briefträger ihm noch einen Stift und ein Blatt hinhielt.

„Bitte hier unterschreiben.“

Als Absender erkannte Daniel das Pflegeheim, in dem seine Großmutter bis zu ihrem Tod vor drei Wochen gelebt hatte. Oma Franziska war über achtzig geworden und friedlich eingeschlafen. In den letzten Monaten hatte sie körperlich und geistig abgebaut. Er öffnete das Päckchen und hielt ein Buch und ein Begleitschreiben des Heimes in der Hand. Er überflog das Begleitschreiben. Aus dem Nachlass der Großmutter. Seine Großmutter hatte die Zustellung erst nach ihrem Tod verfügt. Er schlug das Buch auf, das ihn an das Tagebuch erinnerte, das ihm seine Mutter zum Geburtstag geschenkt hatte, das er aber nie benutzt hatte. Ein Briefumschlag fiel zu Boden.

„Lieber Daniel,

wenn du diesen Brief liest, bin ich gestorben. Ich möchte nicht, dass du deine Oma nur als alte, demente Frau in Erinnerung behältst, die immer das Gleiche erzählt und von Mal zu Mal vergesslicher wird. Ich möchte, dass du die Geschichte von Anton Kocher und dem englischen Flieger erfährst, eine Geschichte, die mich mein ganzes Leben lang verfolgt hat. Trotzdem habe ich nie darüber geredet, weder mit dir noch mit anderen. Das tut mir leid. Aber es ging nicht anders. Im Nicht-drüber-reden-wollen, im Weglassen und Erfinden, im Verdrängen und Idealisieren hat es meine Generation zu einiger Meisterschaft gebracht. Ich war keine fleißige, regelmäßige Tagebuchschreiberin. Ich habe nur ab und zu das, was mich bewegte,

notiert. Wenn du alles gelesen hast, wirst du mich vielleicht in einem etwas anderen Licht sehen.

In Liebe
Deine Franziska“

Anton Kocher? Der englische Flieger? Seine Großmutter hatte nie von ihnen gesprochen. Daniel blätterte das Tagebuch durch und blieb beim letzten Eintrag hängen.

11. Oktober 1946

Anton Kocher wurde heute Mittag gehängt. Er hat seine gerechte Strafe für die Sache mit dem jungen englischen Flieger bekommen. Wie oft habe ich ihm den Tod gewünscht! Er hat den Tod verdient! Das hört sich hart an, aber es ist meine feste Überzeugung.

Oma Franziska! Wünscht einem anderen Menschen den Tod! Daniel wurde es schwindlig. Was wurde hier gespielt? In was für eine Geschichte war er hier geraten? Oma Franziska, seine alte, zitterige Großmutter. Er blätterte zum Anfang zurück. Der erste Eintrag war mit dem 16. November 1939 datiert. Seine Oma war im September 1927 geboren. Also war sie zum Zeitpunkt des Eintrags gerade mal 12 Jahre alt.

16. November 1939

Bald ist schon wieder Weihnachten. Bis vor wenigen Tagen habe ich mich auf Weihnachten gefreut. Ob ich die Rollschuhe bekomme, die ich mir so wünsche. Das ist, das muss ich zugeben, mir seit letzter Woche vollkommen egal. Sarah, meine beste Freundin, ist weg. Was sind eigentlich Juden? So genau weiß ich das gar nicht. Eigentlich weiß es es überhaupt nicht. Lehrer Bast zieht immer über die Juden her. Die seien lauter Schweine und Verbrecher, man müsse alle aufhängen und auf den Mist werfen, sagt er Tag für Tag. Und Sarah muss in der Ecke stehen. Und der Pirmin steht manchmal neben ihr,

aber der ist kein Jude, der ist schließlich mit mir zur Kommunion gegangen.

Mit Sarah habe ich immer gerne gespielt, bis Mutter es verboten hat. Und letzte Woche war Sarah nicht mehr in der Schule. Das war nach diesem Morgen, als sie auf der Straße saß. Ich habe die Bilder in der Zeitung gesehen. Brennende Synagogen.

„Was ist eine Synagoge?“, habe ich Großmutter gefragt.

„Eine Kirche“, hat sie geantwortet.

„Warum dürfen die Kirchen anstecken?“

„Das sind keine richtigen Kirchen. Und schließlich waren es die Juden, die unseren Herrgott ans Kreuz geschlagen haben.“

„Aber die Sarah...“

„Schluss jetzt!“

Großmutter duldet keinen Widerspruch. Sarahs Eltern haben einen Lebensmittelladen gehabt. Als ich an jenem Morgen an dem Laden vorbeigekommen bin, saß Sarah auf der Straße, inmitten unzähliger zerschlagener Marmeladentöpfe. Mehl, gutes Mehl, war auf den Bürgersteig gekippt. Die Schaufensterscheibe war eingeschlagen, die Regale im Laden waren umgeworfen. Ich wollte stehen bleiben, wollte Sarah fragen. An der Tür stand geschrieben: „Kauft nicht beim Judenpack!“

„Weitergehen, los, weiter!“

Das war Kochers Stimme, zischend, durchdringend. Anton Kocher ist Ortsgruppenleiter der Partei und Feldschütz. Ich kenne seine Stimme vom Park. Da scheucht er uns immer weg, wenn wir toben. Ich hatte ihn gar nicht bemerkt. Jetzt sah ich ihn, sah seine stechenden Augen und rannte schnell weg. Ich habe Angst vor dem Kocher.

Auszug aus der Erzählung von Walter Landin: *Anton Kocher und der englische Flieger*. In: *Mörderische Pfalz*. Verlag Wellhöfer, Mannheim 2008
© 2008 Walter Landin

Letschdes Lävenszeiche

Zum hunnertschde Gebortsdaach vun de Edith Stein
Von Albert H. Keil

En Zuuch rollt noi nooch Schifferstadt,
Nooch Oschde geht die Fuhr.
Was wohl uff die, wu drin sinn, waat?
Kummt änner mol reduur?

En Zuuch brems ab in Schifferstadt.
's schwebt raus im Aacheblick
En Zeddel wie e welkes Blatt.
Ve'geht, ve'weht so Glick?

En Zuuch halt korz in Schifferstadt.
Den Zeddel hebt wer uff
Un streicht 'n ganz ve'stohle glatt:
En letschder Gruß steht druff.

En Zuuch ruckt a(n) in Schifferstadt.
Der Zeddel wärd ve'knillt
Un fällt - dorch Zufall? - unners Rad.
De Himmel sich ve'hilt.

En Zuuch rollt naus aus Schifferstadt,
Nooch Oschde geht die Fuhr.
Uff die, wu drin sinn, Auschwitz waat.
Kaum änner kummt reduur.

Der jüdisch-katholischen Nonne und Philosophin Edith Stein (1891–1942) gelang es auf dem Transport in die Gaskammer von Auschwitz, in Schifferstadt einen Zettel aus dem Zug zu werfen mit Abschiedsworten an ihr Kloster in Speyer. 1998 wurde sie von Papst Johannes Paul II. heiliggesprochen.

2. Preis beim Mundartwettbewerb „Dannstadter Höhe“ 1999
© 1998 Verlag PfalzMundArt, Dirmstein

Cyril William Sibley

(aus Wikipedia, der freien Enzyklopädie, Stand 9. Februar 2009)

Sergeant **Cyril William Sibley** (* 10. Oktober 1923 in Großbritannien; † 21. Februar 1945 in Dirmstein) war ein Angehöriger der Royal Air Force. Kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges überlebte er als Besatzungsmitglied den Abschuss seines Flugzeuges über der nördlichen Vorderpfalz (im heutigen Bundesland Rheinland-Pfalz), wurde jedoch anschließend von einem Funktionär der NSDAP ermordet.

Abschuss

Am 21. Februar 1945 starteten 349 viermotorige britische Bomber der Typen „Halifax“ und „Lancaster“ von einem Luftwaffenstützpunkt in der Grafschaft Yorkshire an der englischen Nordostküste zu einem Großangriff auf die rheinhessische Stadt Worms am Oberrhein. Kurz vor dem Ziel wurde der Verband etwa um 20:30 Uhr von einem deutschen Nachtjagdgeschwader angegriffen. Dabei wurden 21 britische Maschinen abgeschossen, die anderen konnten ihre Bomben abwerfen.

Eine getroffene „Halifax“ mit der Nummer *MZ 351*, deren Besatzung aus sieben Männern bestand, kam südlich der rheinhessischen Bezirksgrenze in der Pfalz nieder. Bei dem Absturz auf der Gemarkung von Dirmstein – westlich der Wohnbebauung, Weinlage *Am Mandelpfad* – starb der Pilot *Alan Charles Widdowson*. Die sechs übrigen Besatzungsmitglieder konnten sich mit dem Fallschirm retten. Fünf von ihnen, die auf freiem Feld landeten, gerieten in Gefangenschaft und überlebten die letzten Kriegstage.^[1] Es waren Navigator *Terry Dillon*, Funker *Michael E. Jordan*, Bombenschütze *Jack M. Scott*, ferner *F. J. Fox* und *F. L. C. Mewis*^[2].

Mord

Der sechste Überlebende, der 21-jährige Heckschütze Sibley (Dienstnummer 1898606), ging im Dirmsteiner Wohngebiet unweit des Friedhofs nieder, wo er sich mit seinem Fallschirm in einer Baumkrone im Garten von *Maria Gassner* verdingte. Nachdem diese Sibleys verletzte Hand versorgt hatte, erschien wenig später der Ortsgruppenleiter Adolf Wolfert, den ein Angehöriger des Volks-

sturms begleitete, der Bataillonskommandant *Georg Hartleb* (* 12. Mai 1893 in Dirmstein; † (hingerichtet) 11. Oktober 1946 in Hameln). Unter Drohungen und mit Waffengewalt wurde Sibley aus dem Hause Gassner geholt und zum örtlichen Gendarmerieposten nebenan gebracht. Dort stieß noch ein weiterer Volkssturmmann, der Adjutant *Heinrich Kreß*, ein Lehrer aus Grünstadt^[3], zu der Gruppe.^[1]

Ein Zeitzeuge, der damals 15-jährige Arthur Maurer, als Heimatforscher 1996 Initiator und seit 2004 Ehrenvorsitzender des *Kulturvereins St. Michael Dirmstein*, schilderte 2006 den Vorfall so:

„Zusammen mit meinem Freund Hans Landin war ich als Erster bei dem englischen Flugzeug, das etwas außerhalb von Dirmstein in der Weinlage Am Mandelpfad abgestürzt war. Wir fanden den toten Piloten, der neben dem Wrack auf dem Rücken lag und aus Mund, Nase und Ohren blutete. Sein Fallschirm hatte sich mit einem der Motoren verheddert. Nachdem wir alles inspiziert hatten, begaben wir uns in den Ort zum Gendarmerieposten, um das Auffinden der Leiche zu melden. Dort wurde gerade ein weiteres Mitglied der Flugzeugbesatzung vorgeführt. Wir hörten, dass beschlossen wurde, den Gefangenen in das eine Fußstunde entfernte Grünstadt zu bringen. Der Gefangene und seine drei Bewacher, die uns zu verscheuchen versuchten, machten sich auf den Weg durch die Friedhof- und die Obersülzer Straße. Ich folgte mit anderen Jugendlichen in einiger Entfernung. Plötzlich wichen die drei Bewaffneten mit ihrem Gefangenen nach rechts von der Obersülzer Straße ab und verschwanden in Richtung Offstein hinter einem Betriebsgebäude der 1939 stillgelegten Lokalbahn, wo heute die Offsteiner Straße mündet. Nach wenigen Augenblicken hörten wir mehrere Schüsse...“^[4]

Wie nach Kriegsende bei den Ermittlungen der Alliierten festgestellt wurde, schoss Wolfert dem Gefangenen aus nächster Nähe in Kopf und Brust (*nach anderer Quelle in Kopf und Bauch*), Hartleb jagte dem am Boden Liegenden und vermutlich bereits Toten noch eine Pistolenkugel in den Kopf; Kreß beteiligte sich nicht an dem Massaker.^[1] Dass insgesamt drei Schüsse zu hören waren, bezeugte noch in der gleichen Nacht der Dirmsteiner *Otto Hanewald* gegenüber seiner Familie^[5].

Der Erschossene wurde am Nachmittag des 22. Februar am Rande des Dirmsteiner Friedhofs in einem Massengrab verscharrt, das für die sechs toten Insassen eines zweiten bei Dirmstein abgestürzten Bombers und den Piloten des ersten ausgehoben worden war. Eine amerikanische Untersuchungskommission stellte bei einer Exhumierung am 6. August 1945 fest, dass Sibleys Leiche ohne Sarg zuoberst ins Grab gelegt worden war, und protokollierte die noch sichtbaren Verletzungen. Im April 1948 erfolgte die Umbettung auf den englischen Soldatenfriedhof von Rheinberg am Niederrhein. Das Grab hat heute die Nummer 20.B.20^[6].

Gerichtsverfahren und Hinrichtung

Vom 13. bis 17. Mai 1946 standen die an Sibleys Tötung Beteiligten in Bad Lippspringe vor einem britischen Militärgericht. Wolfert verteidigte sich mit Befehlsnotstand; sein Vorgesetzter, der NSDAP-Kreisleiter Merkle, habe schon früher die Anweisung erlassen, in seinem Zuständigkeitsbereich abgeschossene feindliche Flugzeugbesatzungen nicht zu Kriegsgefangenen zu machen. Hartleb bestritt die Existenz einer derartigen Anweisung, gab aber zu, in Wolferts Tötungsplan eingeweiht gewesen zu sein. Kreß berief sich darauf, wegen seiner Schwerhörigkeit sei er völlig ahnungslos gewesen.^[7]

Das Urteil für Wolfert und Hartleb lautete auf „Mord“, als Strafe wurde „Tod durch Erhängen“ ausgesprochen; die Entscheidung wurde am 22. Juli durch das *Oberste Armeegericht* in London bestätigt^[7]. Am 11. Oktober 1946 wurden die beiden Mörder in Hameln hingerichtet und anschließend dort anonym bestattet^[8]. Kreß wurde in erster Instanz zu zehn Jahren Haft verurteilt, im Berufungsverfahren jedoch freigesprochen und im September 1946 aus der Haft entlassen^[7].

Aufarbeitung

1985 und 2008 fand die Bluttat ihre literarische Aufarbeitung durch den Dirmsteiner Dichter Walter Landin, 2004 durch die Dirmsteinerin Isolde Stauder (s. Literatur). Über eine Rundfunksendung von 2001 gibt es ein Typoskript. In der 2005 erschienenen Chronik des Dorfes wurden die Namen der Täter nur mit Initialen wiedergegeben.

Literatur

- Walter Landin: *Wenn erst Gras wächst*. Erzählungen, Pfälzische Verlagsanstalt, Landau 1985
- Marie-Christine Werner: *Der englische Flieger – Der Mord an Cyril William Sibley*. Sendung des Südwestrundfunks in Mainz am 10. Februar 2001, 21 bis 22 Uhr, Typoskript, 47 Seiten
- Isolde Stauder: *Wo das Dorf zu Ende geht. Eine authentische Geschichte*. Sommer Druck und Verlag, Grünstadt 2004
- Ludwig Faust: *Als die Vernichtungsmaschinerie lief. Bad Dürkheim und die Vorderpfalz im Luftkrieg 1939–1945*. Bad Dürkheim 2005, S. 77 f., S. 126 f.
- Hannes Ziegler: *Dirmstein im Nationalsozialismus*. In: Michael Martin (Hrsg.): *Dirmstein – Adel, Bauern und Bürger*, Chronik der Gemeinde Dirmstein, S. 197 ff. Selbstverlag der Stiftung zur Förderung der pfälzischen Geschichtsforschung, Neustadt an der Weinstraße 2005, ISBN 3-9808304-6-2
- Walter Landin: *Anton Kocher und der englische Flieger*. In: *Mörderische Pfalz*. Verlag Wellhöfer, Mannheim 2008

Weblinks

- Lynchmorde an alliierten Fliegern (Fall Sibley über Datum 2.1945 suchen)

Einzelnachweise

1. Marie-Christine Werner: *Der englische Flieger – Der Mord an Cyril William Sibley*
2. Vereinigtes Königreich: *Liste der Verluste im Zweiten Weltkrieg*, S. 87, erhalten als PDF durch die Britische Botschaft in Deutschland, 20. Januar 2009
3. *Adressbuch für Grünstadt, Eisenberg, Hettenleidelheim und 34 Orte der Umgebung*, S. 34. Grünstadt 1960
4. Arthur Maurer: *Schilderung des Vorfalles* am 5. Mai 2006 während der Mitgliederversammlung des Kulturvereins St. Michael Dirmstein
5. Isolde Stauder: *Wo das Dorf zu Ende geht*, S. 134 f.
6. Vereinigtes Königreich: *Commonwealth War Graves*, Datei-Suchergebnis (Screenshot), erhalten als PDF durch die Britische Botschaft in Deutschland, 20. Januar 2009
7. Hannes Ziegler: *Dirmstein im Nationalsozialismus, Kapitel „Dirmstein im Zweiten Weltkrieg“*, S. 206 f.
8. Peter Krone: *Historische Dokumentation „Hingerichtetengräber“ auf dem Friedhof Wehl in Hameln*. Hameln 1987, S. 69

Wenn erst Gras wächst

(Auszug)

Von Walter Landin

Es ist eine mondhelle Nacht, fast könnte man Zeitung lesen. Stille am Floß, bis auf einmal der Fernsprecher schrillt. Fliegeralarm, schon wieder. Es dauert nicht lange und die beiden Geschütze sind feuerbereit. Die Flakbesatzung schaut in den Bach, in dem sich der Mond spiegelt. Flugzeugmotoren zerreißen die Stille der Nacht. Sie scheinen von allen Seiten zu kommen. Der Richtkanonier eröffnet das Feuer. Er schießt nach der Leuchtspur. Aus den Geschützen zucken ohne Pause Blitze. Und dann brennt eine Maschine. Der Pilot versucht, sein Flugzeug hochzureißen. Das schlägt fehl. Irgendwo in der Nähe vom Friedhof wird er niedergehen. Die Flakbesatzung jubelt draußen am Floß, da wo der Unfall mit Vaters Auto passierte.

Hinter der Turnhalle, im Garten, der zur Gendarmerie gehört, geht der Flieger des abgeschossenen Flugzeugs nieder. Er bleibt mit dem Fallschirm im Apfelbaum hängen. Das Bein tut weh und die Schulter. Ganz in der Nähe schlägt eine Bombe ein. So hat er einen Fliegerangriff noch nicht erlebt. Es wird ruhig. Gespenstisch ruhig. Nur der Feuerschein ringsum. Im Haus da vorne geht die Tür auf. Zwei Gestalten. Verdammter Fallschirm. Er zittert. Er hat Angst. Vorhin im Flugzeug hatte er keine Angst. Da hat er noch nie Angst gehabt. Die Gestalten kommen näher. Er hört ihr Flüstern, versteht die Worte nicht. Jetzt sind sie nur wenige Meter entfernt.

Das ist zu gefährlich, sagt die eine Gestalt.

Und wenn er verletzt ist, Marie?

Marie, das ist die Frau des Dorfpolizisten. Die andere Gestalt ist Franziskas Patentante. Ihr Name fällt mir nicht ein. Für uns war sie immer die Getsche.

Lass uns die Flak anrufen, die sollen ihn abholen.

Ja, ja, aber erst müssen wir ihm helfen.

Jetzt stehen sie vor ihm. Er sieht, dass es zwei Frauen sind. Er

hängt im Baum, kommt nicht los.

Schnell, Marie, hol ein Messer.

Und du?

Mach schon!

Sie schneiden den Fallschirm ab, er fällt auf den hartgefrorenen Gartenboden, bleibt liegen.

Pack mit an.

Sie ziehen ihn hoch, wie leicht er ist. Sie legen sich seine Arme über die Schultern, er versucht zu gehen, das linke Bein zieht er nach. Drinnen im Haus setzen sie ihn auf das Küchensofa. Er blutet am Bein und an der Schulter.

Wie jung er ist. Er ist hoffentlich nur leicht verletzt.

Die Getsche verbindet die Wunden.

Ich hab die Flak angerufen, sagt die Frau des Polizisten. Die holen ihn gleich ab. Was passiert mit ihm?

Der kommt in Gefangenschaft.

Der Verband ist fertig. Die Angst und das Zittern sind weg. Sie sitzen zu dritt in der Küche, Marie, die Frau des Polizisten, die den englischen Flieger misstrauisch anschaut, der englische Flieger, der ruhig und gefasst dasitzt, und die Getsche, die an ihren Sohn denkt, der irgendwo im Westen liegt. Sie haben lange so regungslos in der Küche gesessen, als es an der Haustür klopft.

Endlich, die Flak, sagt Marie und macht auf.

Es ist nicht die Flak.

Heil Hitler, wo ist der Kerl?

Kocher!

Ah, da sitzt er ja, seht euch das Häufchen Elend an.

Der englische Flieger sieht Kocher, sieht seine Augen. Da ist wieder die Angst, wie vorhin, draußen im Garten.

Ich nehme ihn mit.

Aber die Flak holt ihn ab, sagt Franziskas Tante. Wir haben angerufen.

Ich nehme ihn mit und bringe ihn zur Flak.

Lass doch, wenn er ihn mitnimmt. Sei doch froh.

Kocher zieht seine Pistole, richtet sie auf den Flieger,

Aufstehen, los, los, mach schon.

Er stößt dem Flieger den Lauf der Pistole in den Rücken.

Los, Kerl, Tempo, Tempo.

Draußen ist es ruhig. An vielen Stellen wird die Dunkelheit von brennenden Häusern erhellt. Sie gehen auf der Friedhofstraße, vorbei an der Turnhalle. Die unzähligen Übungsstunden dort, Konditionstraining, Gymnastik, Bodenturnen, Reck, Pferdsprung und Barren. Barren. Blutergüsse am Oberarm.

Im Ersten Weltkrieg waren in der Turnhalle Kriegsgefangene untergebracht. In den fünfziger Jahren und Anfang der Sechziger war in der Turnhalle ein Kino. Als „Die Sünderin“ lief mit der Knef, wo die nackt im Garten liegt, hat Pfarrer Leer von der Kanzel runtergedonnert: Kein Katholik geht mir in den Teufelsfilm.

Kocher biegt mit dem Flieger, dem er die Hände auf den Rücken gebunden hat, am Ende der Friedhofsstraße nach rechts ab. Dieser Weg führte zur Dorfwaage. Heute gibt es die Waage nicht mehr, die ganze Ecke ist neu bebaut. Damals war auf der rechten Seite ein Weinberg bis hin zum Friedhof, links stand der alte Bahnhof. Vor dem Zweiten Weltkrieg verkehrte eine Bummelbahn zwischen dem Dorf und der Stadt. Eine Fahrt nach Frankenthal kostete dreißig Pfennige. 1939 wurde die Strecke stillgelegt.

Als sie sich der Waage nähern, verlangsamt Kocher den Schritt. Für einen Moment spürt der englische Gefangene nicht den Lauf der Pistole im Rücken.

Langsam, Kerl, zischt Kocher.

Der Flieger begreift den Sinn, obwohl er die Worte nicht verstanden hat. Das Bahnhofsgelände steht immer noch, bis in die Siebziger war ein Textilhandel darin untergebracht, heute wohnen Asylbewerber in dem Gebäude. Auf der Dorfwaage wurden die Rübenfuhrwerke gewogen, die Schweine, deren Gewicht, dann von der Ration der Lebensmittelkarte abgezogen wurde.

Kocher bleibt auf der Waage stehen, der englische Flieger, der ganz jung war, bleibt ebenso ruckartig stehen.

Jetzt reden wir mal deutsch.

Was das heißt, wissen wir. Der Druck im Rücken lässt nach. Der englische Flieger spürt den Gewehrlauf im Nacken. Das Bild verschwimmt vor meinen Augen. Aus dem englischen Flieger wird eine russische Mutter, die ihr Kind an sich drückt. Kocher ist ein namenloser Soldat, der, das Gewehr im Anschlag, breitbeinig dasteht. Niemand wird etwas gesehen, etwas gehört haben.

Zwischen halb zwölf und Mitternacht, wird der Dolmetscher im Prozess übersetzen.

Übereinstimmendes Kopfschütteln.

Es ist halb vier, als Kocher nach Hause kommt. Seine Frau liegt wach im Bett. Er ist noch durch das Dorf gegangen. Die Brände sind alle unter Kontrolle.

Der Führer wird es denen heimzahlen.

Endsieg.

Dieses Wort gebraucht Kocher oft in dieser Nacht. Er setzt sich auf die Bettkante, erzählt die Sache mit dem Flieger. Als er das Erschrecken seiner Frau sieht, redet er von Gegenschlag, Vergeltung, kramt wieder dieses Wort hervor, Endsieg, für Führer, Volk und Vaterland. Sie lässt sich beruhigen, ja, es kommt sogar so etwas wie Stolz bei ihr auf.

Auszug aus Walter Landin: *Wenn erst Gras wächst*. Erzählungen. Pfälzische Verlagsanstalt, Landau 1985
© 1985 Walter Landin

Eugenik und „Euthanasie“ im NS-Staat – ihre Wurzeln und was von ihnen übrig blieb

Von Otfried K. Linde

Die Einladung, anlässlich des Gedenkens an die Opfer des NS-Regimes im unmittelbaren regionalen Bereich aus der Arbeit der Historischen Kommission des Bezirksverbandes Pfalz über die Verstrickung der Heil- und Pflegeanstalt Klingenmünster in das eugenische Programm der NS-Psychiatrie zu berichten, zeugt von einer dankenswerten Aufgeschlossenheit gegenüber der Geschichte unseres Landes.

Angesichts des vorgegebenen Rahmens ist es sinnvoll, den Beitrag mit einem kurzen kulturgeschichtlichen Einblick in die Situation psychisch Kranker in unserer abendländischen Geschichte zu ergänzen. Es soll deutlich werden, worin die NS-Psychiatrie wurzelte, als sie die bis heute in der Menschheitsgeschichte einmaligen Mord- und Sterilisationsaktionen an den ihr vertrauten Kranken praktizierte.

Die 1999 der Öffentlichkeit vorgelegte Dokumentation über die NS-Zeit der Heil- und Pflegeanstalt Klingenmünster belegt eindeutig, entgegen einer bis in die 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts permanent vertretenen gegenteiligen Diktion, dass die Klinik an den reichsweiten eugenischen und euthanasaischen Maßnahmen in vollem Umfang beteiligt war. Den Autoren gelang es im Rahmen der im dienstlichen Auftrag durchgeführten jahrelangen Arbeit bedauerlicherweise nicht, Belege für einen Widerstand gegen die hinterhältig und perfide organisierten Verbrechen zu dokumentieren. Danach zu suchen bleibt weiteren Recherchen vorbehalten. Die Kommissionsmitglieder stießen allerdings immer wieder auf Widerstand gegen ihre Arbeit und erfuhren mannigfaltige Äußerungen des Unwillens und der Verständnislosigkeit gegenüber einer historiografischen Arbeit, die bundesweit mit unterschiedlicher Intensität geleistet wird. Verantwortungsbewusste Menschen fördern Ergebnisse zu Tage, die belegen, dass die Ereignisse von gestern auch in Zukunft in der Erinnerung gegenwärtig bleiben werden.

*Zusammengefasst ergibt sich aus der nachkriegszeitlichen Aufarbeitung des Geschehens in der Psychiatrie während der NS-Zeit und **danach** eine erschreckende Anzahl von Belegen für die Ausblendung der minima moralia einiger Vertreter ihres Fachs hinsichtlich des Umgangs mit der Geschichte und Bürgern, die sich dieser Arbeit annehmen. Das ist Motiv genug für die Fortsetzung einer konsequenten Dokumentations- und Informationsarbeit mit dem Ziel, Menschen davor zu bewahren, selbst zu solchen zu werden, die durch Abgleiten aus der ethisch fundierten Handlungsmaxime in die Nähe der NS-Ideologie zu geraten drohen.*

Im Oktober 1939 unterzeichnet Hitler auf einem Privatbriefbogen einen fünfzeiligen Text, durch den sein Begleitarzt Brandt und der Reichsleiter Bouhler ermächtigt werden, dafür

Sorge zu tragen, dass „unheilbaren Kranken der Gnadentod gewährt werden kann“, u. z. durch namentlich zu bestimmende Ärzte.

Mit diesem auf den 1. September zurückdatierten Schreiben – der Sinn für historisierende Theatralik lässt Hitler auch hier nicht im Stich – wird eine Lawine losgetreten, die alle bisher geschichtlich belegbaren Gräueltaten an psychisch Kranken hinsichtlich der kriminellen Perfidie und Perfektion übertrifft.

Juristische Gutachten befassen sich bis in die jüngste Zeit mit der Frage der Rechtsverbindlichkeit dieses Schreibens, und man kommt übereinstimmend zu dem Ergebnis, dass dieser Brief weder der äußeren Form noch dem Inhalt nach eine Rechtsgrundlage für einen Befehl, eine Verordnung, einen Erlass oder ein Gesetz zur Massentötung von Geisteskranken sein konnte, sondern als eine Willenskundgebung Hitlers zu gelten hat, die zukünftigen Tätern Straffreiheit, gleichbedeutend einer vorweggenommenen Amnestie, zusicherte.

Den als „Fachbehandlung“ zentral organisierten und ärztlich betriebenen Mordaktionen fallen zunächst 70.273 psychisch Kranke in dafür ausgerüsteten Tötungsanstalten (es sind fünf im deutschen Reichsgebiet) durch Giftgas zum Opfer. Zunächst, d. h. vom Januar 1940 bis 24. August 1941, dem Datum, an dem Hitler aus außen- und innenpolitischen Gründen die Giftgasaktion stoppt, um dem nunmehr in Schwung gekommenen Räderwerk des Tötens anonym

und im Vertrauen auf hilfswillige Täter in den rund 300 Kliniken freien Lauf zu lassen.

„Wilde Euthanasie“ ist der hierfür gebräuchliche Ausdruck. Aber, so wild im Sinne von ungezielt und unorganisiert war diese nicht, wie ungezählte Dokumente, z. B. die von der hierfür zuständigen Behörde „T 4“ organisierten Medikamente, belegen. T 4 – so geheißen nach den zentralen Koordinationsstelle in der Tiergartenstraße 4 in Berlin, dort, wo heute Scharoun's Philharmonie steht. Wurden bisher die Opfer von sog. Gutachtern, darunter acht Ordinarien für Psychiatrie und drei Extraordinarien, aufgrund der ausnahmslos an alle Kliniken versandten Meldebögen zentral selektiert, und zwar nicht nach Krankheits-, sondern nach Nützlichkeitskriterien, so erfolgte nach dem August 1941 die Liquidation von Patienten dezentral, d. h. in den jeweiligen Kliniken selbst.

Der Abtransport der Patienten, die vorübergehende Unterbringung in sog. Zwischenanstalten zur Verschleierung des Verbleibs, der Weitertransport in die Tötungsanstalten, die unverzügliche Ermordung und anschließende Einäschung mit ihren untrüglichen Anzeichen, die ungewöhnliche Häufung der bei den Standesämtern gemeldeten Todesfälle, die widersprüchlichen amtlichen Mitteilungen an Angehörige – kurz, dies alles bei der Verfolgung des Ziels Unvermeidliche führte zu einer von Misstrauen und Skepsis geprägten Stimmung, die es angeraten erscheinen ließ, anders als bisher zu verfahren. Wie nun aber? Die Psychiatrie war hierfür technisch vorbereitet: Mit fraktioniert dosierter Dauerapplikation von Schlafmitteln, oft im Verbund mit gezielter Unterernährung, hatte man den Vorteil, dass der Tod nunmehr nicht akut eintrat, sondern sich so lange hinauszögerte, bis das tief und tiefer benommene Opfer an Lobulärpneumonie einen klinisch unverdächtigen Tod starb. Der Kraepelin-Schüler Prof. Paul Nitsche liefert hierfür im Jahre 1940 seine als „Luminal-Schema“ (Luminal ist ein starkes Schlafmittel) in die Geschichte der Psychiatrie eingegangene Handlungsanweisung. Dieses Tötungsverfahren war den Morden mit tödlichem Gas hinsichtlich der Geheimhaltung bei weitem überlegen und gestattet keine exakte Aussage über die Anzahl der Opfer. Die heutige Geschichtsforschung ist sicher, dass der „wilden Euthanasie“ mehr als 100.000 Patienten zum Opfer fielen.

Die vorsätzliche Tötung in psychiatrischen Kliniken erstreckt sich im Laufe des Krieges auch auf andere als psychisch Kranke: Schwerstverwundete, Sieche, Kinder mit Geburtsfehlern, Körperbehinderte, Epileptiker und auf nach Bombenangriffen in Panik geratene Menschen.

Das mit dem Gastod erfahrene T4-Personal aus den fünf Tötungsanstalten indessen organisiert, unmittelbar nach dem wiederum inoffiziellen Stopp im August 1941, unter dem Decknamen „Aktion Reinhard“ den Aufbau der Vernichtungslager Treblinka, Sobibor, Belzec, deren Zweck vor allem die Ermordung von Juden war. Der Organisator und erste Chef des Lagers Treblinka war der Psychiater Dr. Irmfried Eberl, der als bisheriger Leiter der Gastötungsanstalt Bernburg hinlängliche Erfahrungen einbrachte. Die Organisation T 4 besteht weiterhin, die Ausbeute aus den Vernichtungsaktionen, u. a. 27 kg Feingold aus Schmuck- und Zahngold, geht an die Tiergartenstraße.

Rückblickend also: Die Psychiatrie wurde zum Probierfeld von industriell betriebenen, biologistisch, politisch und rassistisch motivierten Mordaktionen vor dem Hintergrund einer ins Gigantische expandierenden Wahnidee.

Diese angesichts des vorliegenden Materials fast unzulässige Kurzformel des unfassbaren Vorgangs, für den der Begriff „Euthanasie“ mit seiner ursprünglich zutiefst humanen Bedeutung fehl am Platze ist und weswegen der Begriff Eugenik der bessere erscheint – die Not der letzten Stunde war eben nicht gegeben –, ist nur im Zusammenhang mit dem hier zu erörternden Thema zu erklären:

Es stellt sich die Frage, wie es zu dieser Eruption des Inhumanen hat kommen können, gewiss einig mit vielen Lesern, dass selbst die große kriminelle Energie des kleinbürgerlichen, thanatophilen Psychopathen aus Braunau nicht ausgereicht hätte, eine derartig „erfolgreiche“ Aktion in solch kurzer Zeit und flächendeckend zustande zu bringen.

Im Oktober 1939, dem Monat also, in dem Hitler, berauscht vom Sieg über Polen, die letzten ethischen Barrieren niederreißt, beginnt sein rassistisches Reinheitsszenario durch Mordenlassen.

Am 15. Oktober 1939 werden zwischen 40 und 60 polnische, jüdische Geistesranke – Menschen also, deren Daseinsberechtigung im Sinne der NS-Doktrin in dreifacher Hinsicht verwirkt war – im Fort VII, einer Festungsanlage bei Posen, in einem geschlossenen Raum mittels eigens dafür beschafften Kohlenmonoxids durch die Hand eines SS-Arztes getötet.

Die Meldung von der Praktikabilität des Verfahrens erreicht den ehemaligen Meldegänger noch am gleichen Tage, und unverzüglich danach, am 23. Oktober 1939, gibt er grünes Licht für die von ihm als Gnadentodaktion bezeichneten Mordserien.

Möglicherweise wurden bei der Abfassung und der Wortfindung des Privatbriefes an Brandt und Bouhler Weltkriegserlebnisse in Hitlers Erinnerung wach, seine Umgebung versteht es jedenfalls so.

Ab 1. September ist Krieg und damit der Zeitpunkt gekommen, mit der Vernichtung von „Minderwertigen“ auch im eigenen Volk zu beginnen. An die Stelle der bisher geübten Sterilisationspraxis aus eugenischen Gründen können nunmehr ungehemmt die Tötungsaktionen treten.

Der Weg über die „Euthanasie“ ist kürzer als die bis zu diesem Datum praktizierten Zwangssterilisationen. Ohne Zweifel aber hat die Diskussion und die Praxis der Zwangssterilisation ein Rassebewusstsein gefördert, auf dessen Boden die „Euthanasie“ gedeihen konnte.

Die Justiz, an ihrer Spitze der Justizminister Gürtner und vor allem sein Staatssekretär Freißler, drängt ab Juni 1940 die Männer in der Kanzlei des Führers, ein Euthanasiegesetz zu erlassen. Es kommt zu dramatischen Auseinandersetzungen, die erst dann enden, als Bouhler am 27. August 1940 Gürtner den entscheidenden Brief Hitlers in Kopie übergibt. Ab diesem Zeitpunkt wird über die Verfolgung der Ermordung von Geisteskranken juristisch nicht mehr diskutiert. Hier wird die Doppelstaatlichkeit der Hitler-Diktatur deutlich: Der Normenstaat mit seinen Gesetzen bleibt bestehen, muss sich aber das praktizierte Recht mit dem des Parteistaates teilen, für den der Wille des Führers als Rechtsquelle fungiert.

Die für die Krankentötung beschlossene Geheimhaltung ist keine solche im Sinne strengster Abschirmung, sondern eine praktikable Möglichkeit eines großen Teils der Bevölkerung, staatlichen Maßnahmen stillschweigend zuzustimmen, sie billigend in Kauf zu nehmen, eine Offerte an das Volk, sich individuelle Ausweichmöglichkeiten aus der eigenen Verantwortung zu suchen, mit anderen Worten: ein uneingestandes Komplizentum zu praktizieren.

Die fehlende Norm, die Ärzte, Juristen, Pfleger, Verwaltungsbeamte und viele mehr in Gewissennot beließ, kommt dem von Todeswünschen angefochtenen Gewissen der engeren Verwandten potentieller Eugenik-Opfer entgegen. Die Kanzlei des Führers hat es in raffinierter Weise vermocht, diesem Interessenkonflikt über Jahre die optimale Form zu erhalten, von „Euthanasie“ wird immer weniger öffentlich gesprochen, je mehr sie praktiziert wird. Ein Sterbehilfegesetz wird zwar entworfen und umfänglich intern diskutiert, aber nicht in Kraft gesetzt, im Bewusstsein der Tötenden existiert es jedoch. Das Gesetz in der Schublade, die Termini „Behandlung“ für Tötung, „Verlegung“ und „Auslagerung“ für Abtransport, der Film „Ich klage an“ etc. stellen diese Zweigleisigkeit treffend dar und erhalten mit dem diskret helfenden Staat einerseits und einem plebiszitären „j'accuse“ diese Spannung zu Gunsten des Bedarfs verschiedener Gewissensebenen aufrecht.

Maximaler Widerstand speiste sich allenfalls aus Volksfrömmigkeit mit familiären bzw. regionalen Lebenszusammenhängen, die der totale Krieg letztendlich bis zur Bedeutungslosigkeit reduzierte. Für die Vernichtungsstrategien in der Tiergartenstraße war bedeutsam, ob der Protest öffentlich würde oder privat bliebe.

Der zweite Teil des Themas führt uns auf die Suche nach Spuren in der Ethikgeschichte, die in ihrer Gesamtheit als gleichgerichtete operationale Vektoren im Sinne der Rassenhygiene anzusehen sind, wobei darauf Wert zu legen ist, sich zu vergegenwärtigen, dass Wegweiser nie an dem Ort stehen, auf den sie zeigen.

Kurz nach Beginn des Krieges erscheint von dem Verhaltensbiologen Konrad Lorenz (1977 Nobelpreis) in einer Publikation die Forderung, die Rassenpflege müsse auf die Ausmerzung ethnisch Minderwertiger bedacht sein. Eine menschliche Körperschaft müsse

die biologische Aufgabe der Auslese übernehmen, die in der Vorzeit feindliche Außenfaktoren erfüllten, wenn die Menschheit nicht an ihren domestikationsbedingten Zerfallserscheinungen zugrunde gehen soll. Lorenz monierte ferner als „pseudo-demokratische Toleranz“, „genetisch Ausfallbehaftete als gleichwertig mit dem vollwertigen Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu behandeln“, und fürchtete angesichts dessen die Verkümmern des Naturrechtsgefühls. Lorenz spricht das aus, was in unzähligen Publikationen um die Jahrhundertwende beginnend geradezu als Heilsucht anmutet, mit dem maroden Volkskörper als Patienten und der Eugenik als Therapie.

Der Kraepelin-Schüler und Erbforscher Rüdin fasst die Essenz dieser Publikationen als Kommentar zu den 1933/34 erlassenen sog. Erbgesetzen argumentativ zusammen. Rüdin betont mehrfach, dass er die intensive Befassung mit eugenischen Fragen seinem Lehrer Kraepelin zu verdanken habe. Kraepelin selbst, Ordinarius für Psychiatrie an der Universität München und Gründungsmitglied des „Volksausschusses zur raschen Niederwerfung Englands“ (1916) und heute noch als psychiatrische Leitfigur gepriesen und entsprechend oft zitiert, hatte 1918 in seinem meistzitierten Werk „100 Jahre Psychiatrie“ nach einem „unumschränkten“ Herrscher gerufen, der (Original-Zitat Kraepelin) „rücksichtslos in die Lebensgewohnheiten der Menschen einzugreifen vermöchte, um im Verlauf weniger Jahrzehnte eine entsprechende Abnahme des Irreseins zu erreichen“.

In diesem Sinne argumentierte auch der Ordinarius für Psychiatrie in Freiburg, Alfred Hoche, in seiner Schrift „Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens“, erschienen im Jahre 1920. Das gemeinsam mit dem Ordinarius für Strafrecht in Leipzig, Prof. Binding, verfasste Werk sollte für die folgenden Jahre die Basisliteratur für Rechtsfertigungsargumentationen all jener werden, die sich nach der Sterilisationskampagne in den 1930er Jahren nun fanatisch und zielbewusst der Vernichtung eben solcher (Zitat Hoche): „Ballastexistenzen, Defektmenschen, leergebrannten paralytischen Ruinen, geistig toten Kreaturen, Achtelexistenzen, Negativexistenzen“ etc. verschrieben.

Die beiden gesellschaftlich hoch angesehenen und gleichzeitig seelendummen Professoren übersahen die unheimliche Gefahr des Abgleitens, wenn erst einmal der Weg der Vernichtung menschlichen

Lebens beschritten worden ist. Die tragische Figur des nekrophilen Professors aus Freiburg wurde zum geistigen Vater der Kollegen, die sich später stumm und stur dem Konsens unterordneten und sich zum Richter über Leben und Tod machten.

„Tragisch“ deshalb, weil Hoche eine Jüdin zur Frau hatte und deshalb nach seiner Emeritierung 1933 mit dem NS-Staat in Konflikt geriet. Er ging auf Distanz, indem er sich von seiner eigenen Vergangenheit loszusagen versuchte, die ihn allerdings spätestens dann wieder einholte, als er 1940 die Urne mit der Asche einer psychisch kranken Anverwandten zugesandt bekam, die den von ihm 1920 propagierten Gnadentod durch Giftgas gestorben war.

1918 – das war das Jahr, in dem der Direktor des physikalisch-chemischen Instituts der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in Berlin, Fritz Haber, den Nobelpreis erhielt für seine bahnbrechenden Arbeiten auf dem Gebiet der Gaschemie (Stickstoffdünger aus Luft – in der Tat eine geniale Idee). Haber war aber auch kriegstechnischer Berater des deutschen Generalstabs und empfahl diesem 1915 den Einsatz von Giftgas.

Am 22. April 1915 organisierte und leitete Haber den ersten Giftgasangriff an der Westfront. In den Folgejahren stellte er seine Forschungen auf die Suche nach neuen Kampfgasen um und übernahm als Abteilungsleiter im Kriegsministerium das Kampfgaswesen. Für seine Verdienste wurde er zum Hauptmann befördert und feierte dieses Ereignis während eines Kurzurlaubes mit Freunden am 1. Mai 1915 in Berlin. Seine Frau Klara geb. Immerwahr (sie hatte 1900 als erste Frau an einer deutschen Universität in Breslau „magna cum laude“ promoviert) missbilligte aufs Schärfste die Aktivitäten ihres Mannes und bezeichnete diese als „Perversion der Wissenschaft“. Am Morgen des 2. Mai 1915 erschießt sich Klara Haber mit der Dienstwaffe ihres Mannes aus Protest gegen die menschenverachtenden Konsequenzen des Massenmordes mit Kampfgas. Fritz Haber fährt wenige Stunden danach an die deutsche Ostfront, um dort durch Einsatz von Giftgas „Bewegung in den Stellungskrieg zu bringen“. Haber pries den Gastod „als die höhere Form zu sterben“. Angesichts des Elends in den Schützengräben, in denen hilf- und wehrlose Schwerstverwundete unendlich brauchten, um den letzten

Atemzug zu tun, konnte sich dieser Gedanke einer positiven Resonanz sicher sein.

Hatte der Weltkriegsgefreite Hitler diese Bilder vor Augen, als er im Text seines Briefes an Brandt und Bouhler von „Gnadentod“ sprach? Seine Umgebung versteht es jedenfalls so.

So kam die Menschheit zum Töten mit Gas.

Blicken wir weiter zurück in die Zeit der Jahrhundertwende, als im Kielwasser der Darwinschen Entwicklungstheorie der Mensch glaubte, den Wettlauf der Materie selbst organisieren zu können. Die fragwürdige Übertragung des von Darwin als ungezielt beschriebenen biologischen Entwicklungskonzepts auf völkische Gruppen führte dann, beginnend mit Ernst Haeckel (Ordinarius für Zoologie an der Universität Jena, Schwerpunkt Evolutionstheorie), zu der als Sozialdarwinismus bezeichneten Umdeutung der Darwin'schen Evolutionstheorie im Sinne eines gezielten Vorgehens.

Sozialdarwinismus – dieser Begriff hört sich zeitgemäß an, trifft aber nicht den Kern. Darwin ging vom blinden Zufall der Entwicklung, ganz im Sinne Schopenhauers, aus, während der als Sozialdarwinismus strapazierte Begriff immer gepaart ist mit einer gezielten Selektionshandlung. Darwin und seine geniale Sicht für völkische Selektionsstrategien zu benutzen, ist die unzulässige Kaschierung einer Utopie mit dem Mantel der Wissenschaftlichkeit.

Haeckel versteht die Gesellschaft als den Überorganismus, dessen atomisierter Teil der Mensch ist. Platons Staatsphilosophie wird bemüht, und die Sitte der Spartaner, gebrechliche Kinder zu töten, wird penetrant als antikes Vorbild strapaziert. Und indem Haeckel und andere auf diese alten Gebräuche verweisen, liefern sie den Hoches und Bindings nach ihnen die Argumente für die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Haeckels Biologisierung der Ethik wird weltweit diskutiert.

Ahnherr des Rassenmythos indessen war der französische Graf Gobineau mit seinem Essay über die „Ungleichheit der Rassen“ (Mitte des 19. Jahrhunderts). Man glaubt, „Mein Kampf“ zu lesen, wenn dort steht, die arische Rasse habe das Monopol der Schönheit, der Intelligenz, der Mann in ihr sei hart gegen die eigene Person,

erbarmungslos gegen andere etc. Der Grandseigneur sah schwarz, wenn er schreibt, dass der arische Anteil im Blut immer wieder geteilt werde, und bejammerte weniger die betrübliche Aussicht auf den Tod, vielmehr, dass wir ihn entwürdigt erreichen werden.

Alfred Ploetz, Rassehygieniker und Schwager des Schweizer Erbforschers Rüdin, wittert 1895 aus denselben Gründen Gefahr für die Tüchtigkeit der Rasse, „wenn wachsender Schutz für die Schwachen um sich greift“. Verminderung der Lebensmittelrationen, Einsatz von psychisch Kranken als Kanonenfutter im Krieg etc. fiel ihm als Gegenmittel ein. Der Tuberkelbazillus, soeben erst entdeckt von Robert Koch, ist für Ploetz der Freund unserer Rasse, wird doch der Schwache an ihm zugrunde gehen, der Starke hingegen Sieger bleiben. Die Natur hält, so Ploetz, kein Vorbild für Mitleid bereit. Tötungsvorschläge von unheilbar Kranken finden wir in dieser Zeit nochmals bei Jost, wobei nicht der Zustand der Kranken, sondern seine Nutzlosigkeit zum Kriterium wird.

1895 verurteilt Jost (französischer Pädagoge und Generalinspektor des öffentlichen Unterrichtswesens, 1881 „Instruktion morale et civique“, 10. Aufl. 1903) die Absolutsetzung des Lebens als unmenschlich und unsozial. Sein Buch „Das Recht auf den Tod“ wird zum Bestseller, Leben kann „negativ-wertig sein“ – so steht es darin. Es bereitet keine sonderliche Mühe, aus der Zeit vor Darwin Belege zu finden, die die psychisch Kranken als Ballastexistenzen notieren.

Der geistesranke Philosoph Nietzsche rät, Schwache und Missratene aktiv durch Mitleid der Tat zugrunde gehen zu lassen. „Die Erde ist voll von Überflüssigen“, sagt er.

Untersucht man die Euthanasie-Diskussion in Frankreich und in der Schweiz vor dem Zweiten Weltkrieg, finden wir die gleiche Tendenz. Das stenografische Protokoll einer Berner Stadtratssitzung im September 1923 spricht sich für die Tötung unheilbar Geisteskranker aus, zieht die Tiereuthanasie als Vergleich heran. In Bern empfiehlt man eine Überdosis Morphin und Kokain zur aktiven Tötung. In der zweiten Periode dieser Diskussion bei unseren Nachbarn – etwa um 1930 beginnend – schwindet dann dieser Inhalt völlig zugunsten der Euthanasie auf Verlangen, vergleichbar mit der Hackethal-Diskussion in der 1980er Jahren bei uns.

1827 schlägt der deutsche Arzt Weinhold ein Fortpflanzungsverbot für Bettler, Arbeitslose und Arbeitsunfähige vor.

1811 bezeichnet der Naturphilosoph Heindorf psychische Krankheit als einen kranken Zweig am gesunden Stamm der Menschheit und empfiehlt die Vernichtung solcher Individuen.

In einem Gutachten über die Aufnahmebedingungen in einer Heilanstalt finden wir ein Lob dafür, dass das abartige Seelenleben hier bis auf die niedersten Äußerungen reduziert wird, während dem Körper des einstigen Menschen liebevolle Humanität zuteil wird.

„L'homme machine“ von Lamettrie (Arzt und Vertreter des biologischen Materialismus) – hier wird sie uns an Geisteskranken vorgeführt.

Und weiter heißt es da: „Es ist besser, durch die Pforte des Hungertodes ins Himmelreich als an der Hand der Humanität in unser psychisches Amortisationsinstitut zu gelangen.“ Man fragt sich hier, welchen Anteil der Idealismus mit seiner Anbetung des Vollkommenen, des Perfekten an der sich bis weit in das 20. Jahrhundert hinein kumulierenden Aversion gegenüber dem Erscheinungsbild einer mentalen Devianz hat.

Der Schweizer Paracelsus hält um 1500 für therapieresistente Psychotiker das Feuer für geeignet, „damit sie nicht ein Werkzeug des Teufels werden und die Kraft der Viehgeister nicht die ganze Stadt, das Haus und das Land verführe ...“

Und Martin Luther (1483–1546), der derbe Kirchenmann aus Wittenberg, ist bereit, ein behindertes Kind zu töten, das „homicidium zu wagen“, wie es in einem seiner Tischgespräche steht. Luther stritt vehement mit Sir Thomas More, dem englischen Staatsmann und Philosophen, über Glaubensfragen, in denen Mores gewandte Feder seinen Herrn gegen protestantische Proteste verteidigte. Aber in einer Hinsicht waren sich More und Luther einig. More: Für Unheilbare sei das Leben doch nur eine Qual und „Man soll sich aus dem bitteren Leben wie aus einem Kerker losreißen oder losreißen lassen (!), denn man macht dem Tod keine Freude, sondern nur Martern ein Ende.“ Im Übrigen ist der Suizid durch Nahrungsentzug eine fromme

und gottesfürchtige Handlung, man kann sich auch einschläfern lassen. Ganz aktuell: Euthanasie auf Wunsch.

Heinrich VIII. ließ More köpfen, nein, nicht deswegen, sondern wegen Diskrepanzen in Glaubensfragen, und 350 Jahre später wurde More von Leo XIII., der als Papst in Rom arbeitete, selig gesprochen.

Zehn Jahre nach More spricht sich Francis Bacon, englischer Philosoph, Staatsmann und Kronadvokat, dafür aus, dass Ärzte neben ihrer kurativen Tätigkeit auch den Austritt aus dem Leben sanft und friedvoll zu vollziehen hätten. Andererseits kommt erstmals bei Bacon der Aspekt der Lebensverlängerung auf, charakteristisch für die beginnende Aufklärung mit ihren schicksalsgestaltenden Allmächtigkeitsphantasien.

Wir verlassen das Mittelalter und schauen geschwind noch bei den Griechen nach, dort, wo die Wiege des Abendlandes steht. Wir beschränken uns auf Platon, der in seinen Gesetzen (= Nomoi) mehrfach die Asklepiaden auffordert, sie sollen die Bürger, die an Leib und Seele wohlgeraten sind, betreuen, die anderen aber nicht. Das Unheilbare sei nicht Sache des Arztes, allenfalls insoweit, als er die Ärzte zur aktiven Tötung aufruft. Und an anderer Stelle schreibt Platon, Psychopathen seien an einen Ort der Ruhe zu bringen, um dort fünf Jahre zu verweilen, danach seien sie zu töten, wenn sie sich nicht gebessert hätten.

Wir sind gewissermaßen am Anfang der abendländischen Kulturgeschichte angelangt und damit am Ende des kleinen Exkurses, der Suche nach biologischen, ethischen, juristischen und philosophischen Wurzeln dafür, dass in gut organisierter Form mit einem nie dagewesenen Rigorismus praktiziert wurde, was nach dem siegreichen Kriegsende Normalität hatte werden sollen und im Dritten Reich weit über 150.000 Geisteskranken das Leben durch Ermordung kostete.

Am 8. Mai 1945 endete dieses Reich, und es bleibt danach die beunruhigende und erregende Erfahrung, dass wir unverkennbare Anzeichen einer Reanimation der Mentalität wahrnehmen, aus der heraus die Ausgrenzungspraktiken bezogen auf sog. Randgruppen und biologistisches Wertigkeitsdenken aggressiv in unserem Alltag auf-

tauchen und ihn auch mitgestalten. Selbst wenn man „den Rand“ radikal vernichtet – dann gibt es einen neuen!

„Stilles Weitermachen“ lautet kurz nach dem Krieg die Metapher in der Literatur für die belegte Fortsetzung der einmal in Gang gekommenen Behandlung psychisch Kranker. Man fürchtete, dass die Sterbestatistiken andernfalls zu auffällig nach unten knicken.

In den Nürnberger und anderen sog. Ärzteprozessen mutierten die an den Tötungsaktionen Beteiligten zu Ahnungs- und Bedeutungslosen, wenige suizidierten sich und wenige mehr wurden verurteilt, das Urteil selbst selten in voller Höhe vollstreckt. Die volle Höhe ihrer gesetzlichen Pensionen war davon nicht betroffen.

Namen wie Panse, Pfannmüller, Nadler und Bürger-Prinz (Ordinarius für Psychiatrie in Hamburg, der sich für präpubertäre Sterilisationen einsetzte) stehen stellvertretend für Viele, die die Aussagen belegen. Die Träger dieser Namen prägten die Nachkriegspsychiatrie in Deutschland mit, so auch Prof. Dr. Dr. Mall (langjähriger Ärztlicher Direktor der Pfälzischen Nervenlinik, der in die Ermordung seines schizophren erkrankten Bruders während der NS-Zeit involviert war).

Den Nachkriegsprozessen gegen die Euthanasie-Ärzte fehlte die publizistische Schubkraft, mit der z. B. die KZ-Prozesse ihre Wirkung erzielten. Gewiss, Geistesranke hatten keine nennenswerte Lobby, aber dies als alleinigen Grund für die mut- und kraftlos bearbeitete historische Hausaufgabe anzuführen, reicht nicht. Das alles geht tiefer und sitzt tiefer.

Bereits vor der NS-Zeit vollzieht sich ein Wandel der Sprache hin zum Imperialen, wir stellen eine extensive Expansion positivbiologischer Phrasen fest. Zur Schärfung des Blickes für derartig verräterische Indikatoren sei die Literatur jener Zeit dringend empfohlen. Und man erschrickt, wenn im Alltagsschrifttum oder in der Alltagssprache heute peinliche Parallelen zu finden sind. Wie wenig ist hier an Besinnung erfolgt!

Und es beunruhigt zutiefst,

- wenn psychisch kranken Eurocardbesitzern noch in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts der damit verbundene Versicherungsschutz grundsätzlich (so stand es wörtlich)

verweigert wurde. Die Scheckkartengebühr jedoch musste entrichtet werden. Das mag versicherungsrechtlich in Ordnung sein, im Hinblick auf die versicherungsethische Seite kommt Scham in jedem Menschen auf, der über die entsprechende Sensibilität hinsichtlich der Akzeptanz von geistig Behinderten als einen Teil unserer Gesellschaft besitzt.

- wenn junge Menschen aufgrund der in der Monitor-Sendung vom 9. Januar 1990 behandelten Heißwasserversuche an Patienten der Psychiatrischen Klinik München im Rahmen einer vom Bundesamt für Zivildienst in Auftrag gegebenen Angststudie diese den Tiefkühlexperimenten an psychisch Kranken im Dritten Reich ethisch gleichwertig abscheulich empfanden. Welch Ausmaß an unethischem Handeln der Professionellen haben wir hier vor uns!
- wenn noch 1990 Studienbewerber am Technikum in Landau versichern mussten, dass sie nie zuvor in psychiatrischer Behandlung waren. An jungen Studierwilligen erfüllt sich hier schicksalhaft die Irrationalität des negativen Numinosums, das psychisch Kranksein, selbst wenn es Jahre zurückliegt, beim Gesunden erzeugt.
- wenn in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein Apotheker eine als Spende an die Pfalzlinik deklarierte 42 kg schwere Sendung verfallener und verdorbener Arzneien schickte und die Klinikapotheke wissen ließ, dass diese Arzneimittel „für eure Patienten noch allemal gut sind“. Eine Bescheinigung für das Finanzamt wollte er obendrein...
- wenn im Besucherbuch einer „Euthanasie-Ausstellung“ in einer Psychiatrischen Klinik in Süddeutschland in großen Lettern stand: „Tod allen Behinderten“
- wenn im November 1993 eine adjuvant zur ersten (!) Gedenkstunde in der psychiatrischen Großklinik der Südpfalz nach dem Kriege für die Opfer der NS-Psychiatrie anlässlich der Enthüllung eines Gedenksteins aufgestellte Bilddokumentation auf Anweisung des Ärztlichen Direktors lediglich zwei (!) Tage hat stehen dürfen. Diese Dokumentation, be-

stehend aus 44 Bildtafeln, wurde ein zweites Mal in derselben Klinik im Jahre 2003 sechs Wochen lang mit einer Besucherzahl von mehr als 2.500 interessierten Menschen gezeigt. Welch ein begrüßenswerter Wandel der Einstellung gegenüber einer ernsthaften Gedenkarbeit ist hier durch Reformierung der Führungsstruktur seitens der neuen Klinikleitung erfolgt!

- wenn der ärztliche Direktor das Auditorium jener Gedenkstunde mit den Worten „Hohe Festversammlung“ begrüßt. Was für ein „Fest“ an jenem 9. November 1993 zu feiern war, erfuhren die wegen dieser Anrede fassungslosen Teilnehmer nicht.

Diesen in gebotener Kürze aufgeführten Beispielen könnten beliebig viele folgen und werden sorgfältig im Rahmen weiterer Dokumentationen über den nachkriegszeitlichen Umgang mit unserer Geschichte unter dem Arbeitstitel „Skandal nach dem Skandal“ bearbeitet.

Die eingangs erwähnte vom Bezirksverband Pfalz eingesetzte historische Arbeitsgruppe hatte den Zeitraum von 1933 bis 1945 im Hinblick auf die Verstrickungen der Psychiatrie in Klingenmünster in das NS-ideologische Konzept zu untersuchen. Fragen nach nachkriegszeitlichen Geschichtsklitterungen, Verirrungen und Verwirrungen wurden nicht bearbeitet und bleiben künftigen historischen Nachforschungen vorbehalten. Es wird zu untersuchen sein, ob gewisse Vorkommnisse, Entscheidungen, Wort- und Schriftwechsel Ausdruck von Oberflächlichkeit, Desinteresse, Mangel an Information oder vorsätzliche Obstruktivität gegenüber historiografisch relevanten Fakten waren.

Wir sind am Ende unseres Fragments aus der Ethikgeschichte. Übrig bleibt das Unbehagen über die Länge der gedanken- und gedenkenlosen Zeit nach 1945, über das vielerorts vernehmbare konsonante Schweigen zwischen den Betroffenen und den Betreffenden und das Ausbleiben nachhaltiger Schuld- oder Schamreaktionen. Und mit jedem Tag würde die Bugwelle der Versagung vor der historischen Realität größer, wenn wir nicht wollen, dass wir unsere Geschichte ein zweites Mal durchmachen müssen, weil wir

sie kennen zu lernen uns gescheut oder andere Prioritäten gesetzt haben.

In diesem Sinne gebührt den Initiatoren der heutigen Gedenkstunde Achtung und Anerkennung aller Menschen, die guten Willens sind.

© 2009 Dr. Otfried K. Linde



Die jüdische Gemeinde Dirmsteins war nie sehr groß und bestand als solche nur bis 1919. Ihre Verstorbenen wurden überwiegend im benachbarten Heuchelheim bestattet.

Das obige Foto des neueren jüdischen Friedhofs in Heuchelheim zeigt im Vordergrund links den Grabstein von Moses Liebmann aus Dirmstein (1808-1886) und dessen Frau. Es wurde von der Internetseite „www.alemannia-judaica.de“ entnommen, wo viele interessante Informationen über die Geschichte der Juden im süddeutschen und angrenzenden Raum zu finden sind.

Symbole des Judentums:

Der Schabbat

Von Wolfgang Sunderbrink

Der Schabbat ist eine der wesentlichen Grundlagen des Judentums. Er ist ein geheiligter Ruhetag.

Der Schabbat ist nach dem Bericht der hebräischen Bibel der siebte Tag der Schöpfung. Es ist der Tag, an dem die Ruhe erschaffen wurde. Das Wort Schabbat bedeutet auf hebräisch die Unterbrechung jeder schöpferischen Tätigkeit.

Er ist ein Ruhetag für das ganze jüdische Haus, den Herrn und den Sklaven, das Tier und den Fremden. Das Gebot der Schabbatruhe ist das vierte der Zehn Gebote. In diesem Gebot wird daran erinnert, dass die Juden dieses Gebot zum Gedenken an den Auszug aus Ägypten befolgen sollen.

Das vierte Gebot erinnert auch daran, dass Gott die Welt in sechs Tagen erschaffen und sich am siebten Tag ausgeruht hat; deshalb hat er den Tag des Schabbat gesegnet und geheiligt. Am siebten Tag ist es verboten zu arbeiten, aber wir haben die Pflicht, gewisse andere Dinge zu tun. Bevor wir die lange Liste der Verbote und Pflichten durchgehen, zählen wir eine Reihe von Begriffen auf, die dem Leser vielleicht fremd vorkommen; wir werden sie jedoch gleich entschlüsseln: die Neununddreißig Arbeiten, der Eruw, das Lichtanzünden am Freitagabend, der Kiddusch, die Challot, die Lesung der Tora, die drei Se'udot, die Hawdala.

I. Die Neununddreißig Arbeiten

Das sind die Arbeiten, die am Schabbat verboten sind. Der Talmud leitet diese Arbeiten aus der Deutung der folgenden Verse ab: „Ihr sollt mein Heiligtum bauen, doch meine Sabbate sollt ihr beobachten.“ (Nach Exodus 31, 11-13. Im Talmud, Traktat Schabbat 70a werden die Neununddreißig Arbeiten aus Ex. 35,11 abgeleitet.) Das wird so verstanden, dass alle Arbeiten, die zum Bau des Tempels notwendig waren, am Tag des Schabbat verboten gewesen sind. Wie der Philosoph A. J. Heschel in seinem Buch mit dem höchst

bedeutsamen Titel Die Bauleute der Zeit (Der englische Originaltitel lautet: The Sabbath. Its Meaning for Modern Man, New York, 1981) gezeigt hat, kommt es für den Menschen darauf an, die Dimensionen des Raumes und der Technik zu verlassen und in die innerlichere Dimension der Zeit einzutreten. Die neununddreißig verbotenen Hauptarbeiten und die davon abgeleiteten Nebenarbeiten stellen ein breites Spektrum der schöpferischen Tätigkeit oder Umwandlung dar.

Die Hauptarbeiten sind: 1. Säen; 2. Ackern; 3. Mähen und Ernten; 4. Garben binden; 5. Dreschen; 6. Worfeln; 7. Auslesen; 8. Mahlen; 9. Sieben; 10. Kneten; 11. Backen; 12. Wolle scheren; 13. Wolle waschen; 14. Wolle klopfen; 15. Wolle färben; 16. Spinnen; 17. Weben; 18. zwei Bindelitzen machen; 19. zwei Fäden weben; 20. zwei Fäden trennen; 21. einen festen Knoten knüpfen; 22. einen festen Knoten auflösen; 23. zwei Stiche nähen; 24. zerreißen, um mit zwei Stichen zusammenzunähen; 25. einen Hirsch fangen; 26. ein Tier schlachten; 27. ein Tier häuten; 28. die Haut salzen; 29. das Fell gerben; 30. die Haare abschaben; 31. das Fell zerschneiden; 32. zwei Buchstaben schreiben; 33. zwei Buchstaben auslöschen, um sie wieder zu schreiben; 34. Bauen; 35. einen Bau einreißen; 36. Feuer löschen; 37. Feuer anzünden; 38. mit dem Hammer ein Werk vollenden; 39. aus einem Bereich in den anderen tragen. (Es handelt sich um das Verbot, etwas von einem privaten in den öffentlichen Bereich hinauszutragen bzw. im öffentlichen Bereich weiter als vier Ellen (etwa 2 Schritte) zu tragen. Wenn man jedoch ein Gebiet, und sei es eine ganze Stadt, mit einer Schnur umgibt, die Pfähle von mindestens 40 cm Höhe verbindet, dann wird das Gebiet als geschlossener Bezirk betrachtet, und es ist erlaubt, darin am Schabbat Gegenstände zu tragen. Diese Schabbatschnur heißt Eruw.)

Zu dieser an sich schon eindrucksvollen Liste der Hauptarbeiten haben die Weisen noch die Nebenarbeiten hinzugefügt. So ist es etwa verboten, eine beliebige Speise zu backen. Das wird aus dem Verbot, am Schabbat Brot zu backen, abgeleitet. Hinzu kommt, dass man vor dem Schabbat eine ganze Reihe von Dingen aus seinem Blickfeld entfernen sollte, etwa Bleistifte, mit denen man schreibt, oder Streichhölzer, mit denen man Feuer anzündet, weil deren Berührung dazu führen könnte, sie aus Versehen zu benutzen.

Diese zusätzlichen Verbote werden als Zäune betrachtet, die die Einhaltung des Schabbat sichern sollen. Immerhin ist zu unterstreichen, dass alle Schabbatgebote außer Kraft gesetzt sind, sobald es darum geht, ein Leben oder einen Menschen in Gefahr zu retten.

Die zahlreichen Verbote, die scheinbar die Freiheit einschränken, eröffnen in Wirklichkeit einen Freiraum für andersartige Beschäftigungen. Denn während der Woche besetzt der Mensch den Raum, während des Schabbat hingegen die Zeit; während der Woche setzt er seine Beziehung zu den Sachen ein, während des Schabbat die zu den anderen Menschen. Der Schabbat ist der Ruhe gewidmet, aber auch dem Studium, dem Gespräch, dem Spaziergang, dem Besuch von Freunden... Philosophischer, aber einfach ausgedrückt: Die Entfernung der Objekte lässt eine Aufwertung des Subjekts zu, das heißt des Menschen, der sich selbst und seinem Nächsten von Angesicht zu Angesicht begegnet. Die Schabbatzeremonien betonen – insgesamt gesehen – diese soziale Dimension der Begegnung und der Tischgemeinschaft.

II. Die Nerot

Der Beginn des Schabbat wird durch das Entzünden von zwei Kerzen angezeigt. Doch das Programm des Schabbattages fängt in Wirklichkeit lange vor dem Beginn des Schabbat an. Wenn der Schabbat beginnt, muss alles schon vorbereitet sein: Das Haus muss sauber, die Mahlzeit gekocht, der Tisch gedeckt, das Bad genommen und die ganze Familie feierlich gekleidet sein. Der Schabbat beginnt eine Stunde vor Einbruch der Nacht und endet am Samstag bei Einbruch der Nacht, dauert also 25 Stunden.

Zwei Kerzen oder mehr werden in die Kerzenständer gesteckt. Von diesen Leuchtern gibt es sehr schöne Exemplare aus fein gearbeitete silbernem Filigran. Sie nehmen in der traditionellen jüdischen Kunst eine besondere Stellung ein. In jedem jüdischen Haus sind diese Leuchter ein wichtiges Symbol der Anhänglichkeit an die traditionellen Werte. Häufig haben sie bis heute, trotz der starken Assimilation, ihren Platz in den Familien bewahrt, obwohl der Schabbat nur noch eine Erinnerung ist, die mit den Eltern und Großeltern verbunden wird. Das Entzünden der Kerzen zeigt den Beginn des Schabbat an. Im Allgemeinen sagt die Hausherrin den Segens-

spruch, der diese zeremonielle Handlung begleitet. Die Kerzen heißen Nerot schel schabbat, in der Einzahl heißt die Kerze Ner. Die Kabbalisten sagen, dass diese Lichter die Sünde des ersten Menschen wiedergutmachen. Das Licht der Schabbatkerzen löscht die Dunkelheit der Ursünde.

Nach dem Lichtanzünden geht man in die Synagoge zum Freitagabendgebet, das sich von dem Gottesdienst an den anderen Abenden der Woche unterscheidet. Wieder zu Haus werden noch einige Loblieder gesungen, dann segnen Vater und Mutter ihre Kinder durch Handauflegen und das Aufsagen einiger Verse aus der Tora.

III. Der Kiddusch oder Gefen

Der Schabbat und die Feiertage sind Zeiten der Begegnung zwischen Gott und dem Menschen wie auch zwischen den Menschen. Diese Zeiten der Begegnungen (Moadim) werden als heilig betrachtet. Die Heiligung der Zeit wird in der jüdischen Tradition stets mit einem Segensspruch über dem Wein verkündet.

Die Zeremonie des Kiddusch, was buchstäblich „Heiligung“ heißt, besteht darin, einen besonderen Segen über einem Becher Wein zu sprechen. Auf dieser materiellen Grundlage kann die Zeit geheiligt werden. Sie eröffnet viele Feiertagsmahlzeiten, in diesem Fall die erste Mahlzeit des Schabbat. Diese Zeremonie wird von einigen auch Gefen (Wein) genannt.

In diesem Segen wird daran erinnert, dass der Schabbat ein Andenken an die Schöpfung der Welt ist: Gott hat die Welt in sechs Tagen erschaffen, am siebten Tag hat er mit dem Schöpfungswerk aufgehört. Deshalb muss auch der Mensch an diesem Tag mit seiner Arbeit aufhören. Andererseits – ein ebenfalls bereits angerissenes Thema – wird auch daran erinnert, dass der Schabbat ein Andenken an den Auszug aus Ägypten und an die Wüstenwanderung ist. Die Kabbalisten heben hervor, dass der Zahlenwert des hebräischen Wortes Kos, das Becher oder Trinkglas (für den Wein) bedeutet, ebenso wie der Zahlenwert des Gottesnamens Elohim 86 beträgt. Die kabbalistischen Texte stellen auch fest, dass der Zahlenwert des Weins (70) dem Wort Sod entspricht, das „Geheimnis“ bedeutet. Auf solchen Zahlen- und Buchstabenspielen beruhen zahlreiche Spekulationen. Durch das Einzeichnen der Sprache in den Stoff der Dinge

ermöglichen sie eine Erhellung des Ritus. Nach der gleichen kabbalistischen Tradition muss der Kidduschbecher mit beiden Händen erhoben werden.

IV. Die Challot

Nach dem Kiddusch wäscht man sich in einer besonderen Schüssel, dem Keli, die Hände (Netilat jadajim). Dann sagt man den Segenspruch über die Challot, die mit einem kleinen, manchmal reich verzierten – Mappa genannten – Tischtuch, zugedeckt sind. Die Schabbatmahlzeit beginnt mit dem Segen, der über die Schabbatbrote gesprochen wird. Diese zwei geflochtenen Brote erinnern an die doppelte Portion Manna, die am Freitag auf den Wüstenboden fiel. Sie werden speziell für den Schabbat gemacht, und jede Frau hat dafür ihr eigenes Rezept.

Es ist interessant, dass die ursprüngliche Bedeutung des Manna auf eine der Kraftlinien des Judentums hinweist. Denn nachdem sich die Kinder Israels bei Moses über ihren Hunger und Durst beklagt hatten, ließ Gott ein feines weißes Korn, das so aussah wie Bdelliumharz und das vorher noch kein Mensch gesehen hatte, auf die Oberfläche der Wüste niedergehen. Als die Kinder Israels am Morgen nach dem Niederschlag des Manna ihre Zelte verließen, fragte einer den anderen: „Was ist das?“, und Mose antwortete ihnen: „Dies ist das Brot, das euch Gott zu essen gibt!“ Später sagte Gott zu ihnen: „Weil ihr gesagt habt: ‚Was ist das?‘ (hebr. „Man hu?“) soll der Namen dieses Brotes ‚Was ist das?‘ sein.“ Während vierzig Jahren haben die Kinder Israels „Was ist das?“ gegessen. Eine grundlegende Erfahrung des Fragens, die den Menschen für das Forschen und für das Abenteuer öffnet.

Indem der Schabbat also mit dem Segen über die Challot anfängt, tritt man in die Zeit des Schabbat durch die Frage ein, durch die Infragestellung seiner selbst sogar, die eine Erneuerung des Seins ermöglicht.

Wir haben schon mehrmals unterstrichen, dass der Schabbat ein Ruhetag ist. Er bedeutet genau genommen eine Unterbrechung der schöpferischen Tätigkeit; wir treten in die Leere ein, nicht um sie auszufüllen, sondern um einer Überfülle des Seins abzuwehren, die uns zu ersticken droht. Die vorn Manna aufgeworfene Frage gibt

ums die Möglichkeit, die Zeit zu gestalten; dazu muss noch gesagt werden, dass der Ausdruck „Da ist das Manna“ auf hebräisch Se Man lautet, was nichts anderes als „die Zeit“ bedeutet.

Während der Mahlzeit werden Schabbatlieder, die Smirot, gesungen und mit dem Tischgebet, dem Birkat hamason, geschlossen.

V. Die Lesung der Tora im Schabbatmorgengottesdienst

Einer der wichtigen Augenblicke des Schabbat ist die feierliche Lesung der Tora im Morgengottesdienst. Am Samstagvormittag beginnt der Gottesdienst mit dem Morgengebet, dann folgt die Lesung eines Toraabschnitts. Jeder Wochenabschnitt bzw. jede Parascha wird in sieben Unterabschnitte aufgeteilt, und zu jedem dieser Abschnitte wird jemand aufgerufen, um der Vorlesung aus der Nähe zu folgen. Dann wird ein Abschnitt aus den Propheten vorgelesen, der mit dem Wochenabschnitt in Verbindung steht: die Haftara. Auf die Toravorlesung folgt das Zusatzgebet des Schabbat, das Mussaf (d. h. zusätzlicher Gottesdienst), welches den Morgengottesdienst beschließt.

VI. Die drei Se'udot

Der Schabbat ist eine Zeit der Begegnung und der Tischgesellschaften. Das äußert sich vor allem in gemeinsamen Mahlzeiten mit der Familie und Freunden, wo gesungen wird und wo die Stellen aus dem Wochenabschnitt, der am Schabbat gelesen wird, besprochen werden.

Es ist Brauch, am Schabbat drei Se'udot (drei Schabbatmahlzeiten) einzunehmen. Eine Se'uda ist eine Mahlzeit, die mit dem Segensspruch über zwei Brote beginnt und mit dem Aufsagen Birkat hamason, des Segens über die Nahrung, endet. Die erste Se'uda findet am Freitagabend statt. Nach dem Morgengottesdienst setzt man sich zur zweiten Se'uda.

Wie am Freitagabend fängt man mit dem Kiddusch an, worauf der Segensspruch über die beiden Brote folgt. Die dritte Se'uda oder Se'uda Schlischit wird nach dem Nachmittagsgebet, kurz dem Ende des Schabbat, eingenommen. Während dieses Abschlussmahls werden schwermütige Lieder angestimmt, denn man ist traurig, die Hei-

terkeit und die besondere Stimmung des Schabbat bald verlassen zu müssen.

VII. Die Hawdala

Der Schabbat endet mit einem Unterscheidungsritual, das jüdische Künstler stark inspiriert hat, weil diese Zeremonie von großer Poesie und symbolischer Tragweite ist. Im Licht- und Schattenspiel, das die Flamme einer geflochtenen Kerze wirft, werden die Segenssprüche über den Wein, über wohlriechenden Duft, über Licht und die Unterscheidung zwischen der heiligen Zeit des Schabbat und der profanen Zeit der anderen Wochentage gesprochen.

Das Wort Hawdala bedeutet Unterscheidung, nämlich zwischen dem Schabbat und der Zeit nach dem Schabbat. Am Samstag, nach Einbruch der Nacht, wird eine letzte Weihezeremonie vorgenommen: Erst wird der Wein gesegnet, dann duftende Gewürze, die an den Wohlgeruch des Schabbat erinnern, und schließlich die Flamme, in deren Widerschein wir unsere Nägel betrachten, um an die Durchsichtigkeit des ersten Menschen im Gegensatz zu unserer Undurchsichtigkeit zu mahnen. Am Schluss der Zeremonie löscht man die Kerze im Wein, von dem ein wenig ausgeschüttet wurde. Im Gegensatz zum Kiddusch wird den Anwesenden der Wein der Hawdala nicht gereicht, sondern allein von dem getrunken, der die Hawdala vornimmt. Abschließend ist es Brauch, gute Wünsche für die ganze Woche auszusprechen.

Die Hawdala zeigt an, dass alle Schabbatverbote aufgehoben sind. Die Gegenstände dieser Zeremonie haben die künstlerische Herstellung einer großen Vielfalt von schönen und seltenen Stücken angeregt: etwa der Halter für die geflochtene Hawdalakerze. Der originellste Gegenstand dieser Zeremonie ist die Gewürzbüchse (Bssamim), die in Deutschland und in den osteuropäischen Ländern Bssumimbüchse heißt. Am meisten verbreitet sind Büchsen in Form von Türmchen. Es kommen aber auch Büchsen in Form von Blumen, Eiern, Eicheln, Fischen, sogar von Dampflokomotiven, Störchen, Hähnen, Windmühlen und Kutschen vor. Meistens sind sie aus massivem oder aus filigranem Silber. Für die Hawdalazeremonie werden die Gewürzbüchsen traditionell mit Gewürznelken oder Myrtenblättern gefüllt.

Was ist der Sinn des Duftrituals? Weshalb soll man wohlriechende Gewürze am Ende des Schabbat riechen? Nach den kabbalistischen Kommentaren bekommt der Mensch zu Beginn des Schabbat eine zusätzliche Seele, die auf hebräisch Neschama jetera heißt. Diese Seele, die dem Schabbat seinen besonderen Geschmack verleiht, kehrt nach dem Ausgang des Schabbat wieder in die Welt der Seelen zurück.

Der Mensch, der diesen Verlust empfindet, fällt in tiefe Sehnsucht und benutzt den wohlriechenden Duft, um sich wieder aufzurichten.

© 2009 Wolfgang Sunderbrink

Drei klänne Käschdelcher

Von Albert H. Keil
zum Gedenken an Eveline Blum (1936–1940)

e Foddo:
e klännes Käschdel
uffm Disch –
e Bebbche
zum vierde Gebortsdaach

noch e Foddo:
e klännes Käschdel
unnerm Aam –
e Bebbche
Abfahrt vum Bah(n)hof Speyer

kä(n) Foddo mäh:
e klännes Käschdel
imme Loch –
e Bebbche
nooch värzeh(n) Daach im Laacher Gurs

© 2000 Verlag PfalzMundArt, Dirmstein

Die erste Sekunde der Ewigkeit

Von Albert H. Keil

„Mama“, sagte das kleine Mädchen in Frankenthal, „Mama, das goldene Viereck da auf dem Boden, was ist denn das?“

„Das ist ein Stolperstein, mein Kind.“

„Mama, was ist ein Stolperstein?“

„Eigentlich ist es kein Stein, sondern eine kleine Metallplatte im Gehwegpflaster, auf der ein Name steht.“

„Und was ist das für ein Name, Mama?“

„Der gehört zu einem Menschen, der vor 60, 70 Jahren in dem Haus gelebt hat, vor dem wir stehen. Eines Tages wurde er von Leuten abgeholt, die ihn mit ihren Waffen bedroht haben. Man hat ihm seine Wohnung weggenommen und alles, was ihm gehörte. Dann wurde er mit vielen anderen in einen Güterwagen gesperrt, wie Vieh. Er wurde in ein Lager gebracht, wo er ohne Lohn und ohne ausreichendes Essen arbeiten musste. Nachdem er dies alles und auch noch die Misshandlungen seiner Bewacher überlebt hatte, pferchte man ihn schließlich mit den anderen Übriggebliebenen in eine enge Kammer. Dann wurde so lange giftiges Gas hineingeblasen, bis sie keine Luft mehr zum Atmen hatten. So wurden sie alle umgebracht.“

„Warum haben die Leute das getan?“

„Die obersten Politiker sagten, man müsse solche Menschen ausrotten, weil sie eine andere Religion hätten oder aus einem fremden Land stammten.“

„Und da haben die Leute mitgemacht?“

„So richtig mitgemacht haben wohl die wenigsten, doch immer noch genug, dass es geschehen konnte. Viele, vor allem die Nachbarn, haben es gesehen und weggeschaut, weil sie nicht auffallen wollten. Und noch mehr werden gar nicht hingesehen haben, weil es ihnen gleichgültig war, was mit ihren Mitmenschen passierte. Aber sicherlich hören manche noch heute die Schreie, vor denen sie damals ihre Ohren verschlossen haben.“

„Mama, ich wäre nicht still gewesen, ich hätte was gemacht.“

„Das weiß ich. Und damit so etwas Furchtbares nie wieder vorkommt, will der neue Bewohner dieses Hauses mit der Platte an seinen Vorgänger erinnern.“

„Mama, ist es nicht schrecklich für den armen Menschen, dass wir jetzt auf seinem Namen herumlaufen?“

„Nein, Kind. Schrecklich war für diesen Menschen, dass er seinen Besitz, seine Ehre und am Ende sein Leben verloren hat. Deshalb ist es gut, wenn wir heute über seinen Namen gewissermaßen stolpern. Denn schon ich habe nicht selbst erlebt, was ich dir erzähle, und du und andere Kinder, ihr erfahrt es nur, weil ihr so klein seid und näher an den Stolpersteinen dran als wir Erwachsene. Dass der Name dieses Menschen nicht vergessen wird, dies sind wir *ihm* schuldig, und unseren *Kindern* sind wir schuldig, dass so etwas in alle Ewigkeit nicht mehr geschieht.“

„Ewigkeit – Mama, wie lange dauert das?“

„Stell dir vor, mein Kind: *Wir* laufen über diesen Stolperstein hinweg, und morgen tun das *andere* und übermorgen *wieder* welche. Mit jedem Drüberlaufen wird die Platte ein bisschen abgenutzt und der Name undeutlicher. Wenn man einst den Namen gar nicht mehr lesen kann, dann ist die erste Sekunde der Ewigkeit vorbei...“

Erstvortrag am 12. April 2005
bei der Verlegung der ersten Stolpersteine in Frankenthal (Pfalz)

© 2004 Verlag PfalzMundArt, Dirmstein

„Woi sollschte drinke, Schtani, Woi!“

Stanislaw Swiatek war 1941 zum Arbeitsdienst in Dirmstein eingeteilt – Jetzt will der pensionierte Lehrer polnischen Schülern seine „zweite Heimat“ zeigen

Von Jürgen Bich

DIRMSTEIN. Der vor 50 Jahren beendete Zweite Weltkrieg hat Not und Elend über viele Völker gebracht und dazu geführt, daß im Ausland von „den Deutschen“ lange Zeit ein häßliches Bild vorherrschte. Es gab aber auch ausländische Menschen, die trotz des Krieges und seiner unmenschlichen Begleiterscheinungen kein so schlechtes Bild vom deutschen Volk bekommen haben. Dazu gehört ein ehemaliger polnischer Kriegsgefangener, der damals in Dirmstein eine „zweite Heimat“ gefunden hatte.

Stanislaw Swiatek aus Szczecin (Stettin) war 1941 in Dirmstein zum Arbeitsdienst eingeteilt. Dabei verbesserte er die Kenntnisse der deutschen Sprache, lernte Pfälzer Dialekt und Lebensart kennen und fühlte sich hier recht wohl. Dies geht aus einem Schreiben hervor, das er im Oktober 1994 an die Gemeindeverwaltung gerichtet hat. Er bittet darin für eine 16köpfige Schülergruppe zwischen 1. Juli und 25. August um einen vierwöchigen Aufenthalt in der Gemeinde.

Zweck des Besuchs, so der pensionierte, an einer handelstechnischen Mittelschule in Szczecin aushilfsweise tätige Deutschlehrer, sei der praktische Bezug seiner Schüler zur deutschen Sprache. „Diese betrachten Deutsch rein schulfachmäßig wie Physik oder Mathematik, weil sie keine praktische Anwendung für ihre Zukunft sehen. Das ist gewiß ein Überbleibsel aus der kommunistischen Zeit, als Sprachkenntnisse nicht geschätzt waren. Dabei spielt auch eine Rolle, daß sie über deutsche Geschichte und Kultur nichts wissen. Sie wollen lieber Englisch lernen, wenn eine Fremdsprache schon sein muß, unter dem Vorwand, das wäre leichter als Deutsch.“

Schüler wollen mitarbeiten

Dies sieht Swiatek als Ausrede: „Die Allgemeinheit ist träge im Deutschstudium. Dagegen muß ich etwas tun, und es liegt in meinem Interesse, die Jugendlichen verschiedener Nationen zusammenzubringen, damit sie sich annähern und in Zukunft friedlich zu-

sammenleben können.“ Es gebe auch Fleißige und Talentierte an der Schule, die schon ganz gut deutsch sprechen und die er in Absprache mit der Direktion für den Besuch in Dirmstein auswählen wolle, schreibt der Pole.

Allerdings hat er bezüglich des Aufenthalts etwas antiquierte Vorstellungen, die wohl aus den eigenen Erfahrungen in Dirmstein und den heute noch ärmlichen ländlichen Verhältnissen Polens resultieren. Er schlägt nämlich vor, „für freie Tafel und Unterkunft landwirtschaftliche Hilfsdienste“ zu leisten. Die Schüler würden während ihrer Sommerferien gerne helfen beim „Heumachen, Rübenhacken und im Wingert, und auch Babys betreuen, wenn die Eltern im Feld sind.“ Wenngleich heute vieles völlig anders ist, dürfte es dennoch Möglichkeiten geben, die Besucher ihre Unterhaltskosten wenigstens annähernd verdienen zu lassen. Arbeitseinsätze bedürften ohnehin eines Arbeitsvertrages.

Von den Schülern sind zwölf junge Damen und vier junge Männer zwischen 16 und 20 Jahren. Die Mehrzahl also könnte sich auch im Haus nützlich machen, so daß die Gastgeber nicht unbedingt Bauern sein müssen. Beigeordneter Theo Halama hat dennoch zunächst den Bauernverband sowie Landfrauen und -jugend angeschrieben und darum gebeten, diese Aktion der Völkerverständigung zu unterstützen. Fahrtkosten, Kranken- und Unfallversicherung trügen die Gäste selbst. Dirmstein sollte sich bemühen, deren Hoffnung nicht zu enttäuschen, damit der Pfälzer Ort in Szczecin seinen guten Ruf erhalten kann. Swiatek sei bereits im November von der Gemeinde darüber unterrichtet worden, daß sie ihn unterstützen will.

In zwei weiteren Briefen bedankt dieser sich für die Bemühungen und betont, Grundlage seiner Aktion sei, seinen Schülern das deutsche Volk, dessen Geschichte und Sprache näherzubringen, um deren Verbesserung die Gastgeber durch ständig regulierendes Eingreifen beim Sprechen mit ihren polnischen Gästen gebeten werden. Das Arbeitsangebot der Schüler diene nur dem Zweck, den Gastfamilien die Unkosten für den Aufenthalt zu ersetzen, denn für dessen Bezahlung fehle das Geld.

Ein Stück Geschichte

Die Briefe Swiateks enthalten auch ein Stück Dirmsteiner Geschichte und recht humorvolle Erlebnisse. So schreibt er auf die selbstgestellte Frage warum Dirmstein?: „Weil Dirmstein Teil meines Lebens ist..., ich dort als ‚Städter‘ landwirtschaftliche Arbeit, deutsche Geschichte, Kultur und viel mehr kennengelernt habe..., ich dort meine erste Liebe erlebt habe...“ Er erinnert sich an den Großbauern Janson und seine nette Frau, an die Familien Saar, Nuhfer, Sauer und an den Gemeindeboten Karl Hilz. Er kannte damals alle Dirmsteiner Bürger, wenn auch nicht immer mit ihrem Namen, ihre Flüche: ‚Dunnerkeil nochemol...‘ und ihre guten Speisen wie ‚Metzelsupp‘. Jeder zweite Gaul hat Max geheißen, und die Affensteinstraße hat sich sehr verändert, schreibt er, nachdem er eine von Halama zugeschickte Ortsbroschüre studiert hat.

Sein erstes Erlebnis in Dirmstein schildert Stanislaw so: „Es war ein warmer Frühlingstag 1941. Ich stand im Kreis der Familie und Bekannten meines neuen Chefs Georg Roland Sauer im Affenstein, die sich alle den neuen Polen anguckten. Ich sah nicht besonders imposant aus, ein magerer ‚Städter‘, kein robuster Dorfjunge. ‚Aber er spricht deutsch‘, tröstete sich der Bauer. Ich verspürte Durst und ging zum Brunnen. Da erklang die grelle Stimme der Oma: ‚Hör doch uff, Wasser zu saufe, du kriescht jo blaue Därm!‘ Die Leute schauten mich neugierig an und ich fragte, was ich sonst trinken soll. ‚Woi sollschte drinke, Schtani, Woi!‘ Ich tat dies, und nie zuvor hatte dieses edle Getränk meinen Gaumen gekitzelt. Und nie zuvor hab ich ein Mädchen geküßt. Dazu mußte ich erst nach Dirmstein kommen...!“

Jetzt will er wiederkommen und junge, bisher ohne jeglichen Bezug zu Deutschland lebende Polen nach Dirmstein bringen. Wenn sich die Besucher wohlfühlen und ihr Sprachkenntnisse verbessern sollen, sollten sich als potentielle Gastgeber Familien zur Verfügung stellen, die selbst Kinder zwischen 14 und 20 Jahren im Haus haben. Anmeldungen werden von der Gemeindeverwaltung entgegengenommen.

Aus: DIE RHEINPFALZ, Frankenthaler Zeitung, Nr. 89, 15. April 1995
© 1995 DIE RHEINPFALZ

A(n)steckungsg'fahr

Sonett von Albert H. Keil

's is speet hait naacht, ball zwelfe schunn.
Die Fieß sinn mied, ich spier de Woi.
Ich setz mich in däss Haisel noi,
De letschde Bus fahrt in 're Stunn.

Wie stinkt der Penner do nooch Suff!
Mär leesen so 'n soziale Fall
Mit Faierzaich un mit 'me Knall.
Schraub endlich den Kanischder uff!

Dort vorne steht e Notrufsail! –
Schnell, 's brennt en Mensch in Frankedaal! –
Nä, kann nät lesche, bin in Eill!

Seit ämme Johr im Krankenhaus.
Statts Ärwet Zukunft im Spiddal.
Däss sieht ganz nooch Sozialfall aus...

2. Preis beim
Mundartdichterwettbewerb
Gonbach 1994

Hintergrund:
In der Nacht vom 30. auf
den 31. Juli 1993 ließ in
Frankenthal (Pfalz) ein
Mann sein Auto stehen,
weil er Alkohol getrun-
ken hatte, und wollte mit
dem Bus heimfahren. Er
schlief im Wartehäus-
chen ein und wurde für
einen Penner gehalten...

Aus:
Albert H. Keil:
Hunde vor de Herze.
© 1997 Verlag
PfalzMundArt,
Dirmstein,
ISBN: 3-921 395-34-8

Ansteckungsgefahr

's ist spät heut' nacht, mein Fuß ist wund.
Bald zwölf Uhr schon, ich spür den Wein.
Ich setz mich in das Häuschen rein,
Der letzte Bus fährt in 'ner Stund'.

Der Stinke-Penner kriegt eins drauf!
Wir lösen so 'n sozialen Fall
Mit Feuerzeug und einem Knall.
Schraub endlich den Kanister auf!

Dort vorn steht eine Notrufsäule! –
Schnell, 's brennt ein Mensch in Frankenthal! –
Nein, kann nicht löschen, bin in Eile!

Seit einem Jahr im Krankenhaus.
Statt Arbeit Zukunft im Spital.
Das sieht ganz nach Sozialfall aus...

Personen

Verleger der Stolpersteine

Gunter Demnig, Köln

1947 in Berlin geboren, Künstler. Erregte um 1980 erste öffentliche Aufmerksamkeit durch Kunstprojekte zu humanitären und ökologischen Themen. Entwickelte 1993 die Idee der Stolpersteine für die Opfer des NS-Regimes, verlegte 1996 die ersten Steine, damals noch illegal, seit dem Jahr 2000 legal. Zahlreiche Preise und Auszeichnungen, 2005 Bundesverdienstkreuz.

Demnig: „Um die Inschrift auf dem Stein lesen zu können, muss man sich vor dem Opfer verneigen.“

Autoren und Zeitzeugen

Jürgen Bich, Dirmstein

1947 in Leutkirch geboren, Finanzbüro-Betreiber, Pressekorrespondent, 1996 Gründungsvorsitzender des Kulturvereins St. Michael. Berichtete ab 1995 für die Presse über die positiven Erfahrungen, die der polnische Kriegsgefangene Stanislaw Swiatek in Dirmstein gemacht hat, und über dessen spätere Initiativen für deutsch-polnische Verständigung, vor allem im Hinblick auf Jugendliche.

David Hirsch, Buenos Aires

1928 in Dirmstein geboren. 1940 mit seinen jüdischen Angehörigen nach Gurs in Südfrankreich deportiert, überlebte Konzentrationslager, Flucht und Internierung. Gelangte über die Schweiz 1947 nach Argentinien, wohin seine Mutter schon 1938 geflohen war, um die Auswanderung der Familie vorzubereiten. Seit dem Jahr 2000 Kontakt mit seinem Schulfreund Arthur Maurer und der Gemeinde Dirmstein, die ihn mittlerweile auch als Gast empfangen hat. Sein Lebensbericht erschien 2005 in der Ortschronik von Dirmstein.

Albert H. Keil, Dirmstein

1947 in Mußbach geboren, Controller i. R., Schriftsteller und Mundartdichter. Präsentiert unter dem Titel „Kultur gegen rechte Gewalt“ Auswahlen aus seiner preisgekrönten Pfälzer Mundartlyrik und -prosa an Schulen oder bei der Verlegung von Stolpersteinen und erläutert dabei, warum er sich sozusagen als „nachgeborener Zeitzeuge“ fühlt.

Walter Landin, Mannheim

1952 in Dirmstein geboren, Realschullehrer, Schriftsteller und Mundartdichter. Arbeitete die jüngere Dirmsteiner Geschichte im Hinblick auf die Reichspogromnacht von 1938 und den Fliegermord von 1945 literarisch auf in seinen Erzählungen „Wenn erst Gras wächst“ (1985) und „Anton Kocher und der englische Flieger“ (2008).

Dr. rer. nat. Otfried K. Linde, Dirmstein

1932 in Sandersleben geboren, Naturwissenschaftler, Pharmaziedirektor i. R. Recherchierte Verbrechen an Psychiatriepatienten in der Pfalzlinik Landeck und ist Mitautor der Dokumentation „Die Heil- und Pflegeanstalt Klingenmünster 1933–1945. Psychiatrie im Nationalsozialismus“ (drei Auflagen, 1998–2003).

Arthur Maurer, Dirmstein

1929 in Dirmstein geboren, Heimatforscher, 1996 Initiator und seit 2003 Ehrenvorsitzender des Kulturvereins St. Michael. Lieferte Zeitzeugnisse über seinen jüdischen Mitschüler David Hirsch und über die Ermordung des englischen Fliegers Cyril W. Sibley.

Wolfgang Sunderbrink, Dirmstein

1947 in Mülheim an der Ruhr geboren, Justitiar i. R., Mitglied des Arbeitskreises Jüdischer Sozialdemokraten. Publiziert überwiegend im Internet (talmud.de) und in der Schweiz, informiert als Jude über jüdische Riten und Traditionen.

